

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 15 (1892)

Artikel: Eine Schweizerreise aus dem Jahre 1773 : nach einem noch unedirten Manuskript der Zürcher Stadtbibliothek
Autor: Markwart, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Schweizerreise aus dem Jahre 1773.

(Mit Bild.)

Nach einem noch unedirten Manuscript der Zürcher Stadtbibliothek.

Mitgetheilt von Dr. Otto Markwart.

Am 15. Juni 1773 früh am Morgen zogen zur alten „Sihlporten“ in Zürich 8 junge Zürcherherren hinaus. Die zwei Diener, die ihnen schwer beladen mit Gepäck folgten, ließen vermuthen, daß die Gesellschaft gewillt war, eine größere Fahrt zu unternehmen. Und so verhielt es sich. Die jungen Leute hatten nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise durch die ganze Schweiz zu machen, und wie sie's geplant, so haben sie's ausgeführt. Am 31. August, also nach zweiundeinhalbmonatlicher Abwesenheit kamen sie wohlbehalten wieder in ihrer Vaterstadt an, nachdem sie einen großen Theil des Schweizerlandes, es versteht sich von selbst, zu Fuß, durchwandert hatten. Von Zürich aus waren sie auf der Badenerstraße über Altstetten bis nach Dietikon gezogen. Ohne Baden zu berühren, marschirten sie über Lenzburg, Aarau und Olten nach Solothurn, steuerten von dort aus nach Basel, wanderten das Birsthal hinauf und lernten den Berner Jura kennen. Weiterhin berührten sie auf ihrer Reise Biel, Neuenburg, Chaux-

de-fonds, Locle und Bern. Nach mehrthägigem Aufenthalt in der Aarestadt zogen sie über Murten und Freiburg an den Genfersee nach Beven, von dort das Rhonethal hinauf nach Sitten. Die Gemmi überschreitend, kommen sie in's Berner Oberland, wo sie Thun und Grindelwald besuchen, dann begeben sie sich auf beschwerlichen Pfaden in's Haslethal hinüber, von dort aus über den Brünig in's Obwaldnerländchen und von dort nach Luzern. Sie befahren den Vierwaldstättersee, ziehen die Gotthardstraße hinauf bis nach Hospenthal, machen dort aber wieder Kehrt und pilgern über den Oberalp-Paß nach Dissentis in's Vorderrheinthal. Und nun mit dem Rhein hinunter bis zu der Stätte, wo sich der Weg über den Panixerpaß abzweigt ins Glarnerland. Von Glarus aus begibt sich die Gesellschaft an den Walenstadtersee und in's Sarganserland, dann den Rhein hinab in die Nähe des Bodensee's. Das Appenzellerland wird durchzogen, dem Abt von St. Gallen ein Besuch gemacht, und von St. Gallen geht es nach Konstanz, sogar über den See hinüber nach Meersburg. Daß die Reisenden auch Schaffhausen besuchen und sich den Rheinfall ansehen, versteht sich von selbst. Erst von hier aus wandern sie endlich wieder Zürich zu. Die letzte größere Stadt, durch welche die Gesellschaft kam, war Winterthur.

Ghe wir selbst uns nun gürten und rüsten, um die jungen Leute auf ihrer Fahrt zu begleiten, werden wir wohl auf die Frage antworten müssen, wer denn die Reisenden gewesen, warum sie die Fahrt unternommen, und welchem von ihnen wir die Beschreibung derselben verdanken. — Die Gesellschaft bestand aus sieben jungen Zürchern, im Alter von 15 bis 19 Jahren, die zu ihrem Führer und Mentor einen Mann auserkoren hatten, der selbst erst 28 Jahre zählte, der aber, wie wenige damals in Zürich zu einem solchen Amt befähigt sein mochte: **J o h a n n**
R u d o l f S c h i n z.

Schinz war im Jahre 1745 in Zürich geboren¹⁾. Einer seiner intimsten Jugendfreunde war der beinahe gleichaltrige Heinrich Pestalozzi, mit dem er von den untersten Klassen an gemeinsam die Schule besuchte²⁾. „Noch erinnere ich mich“, schreibt Schinz, „wie wir damals — er spricht vom reiferen Jünglingsalter — zusammen den Staat und die Kirche in unsern Hirngespinnsten umbildeten und uns zu griechischen Heldenthaten tüchtig, zum Opfer für das Vaterland geschickt glaubten. Wir gehörten zu jener Konföderation der Füßli, Lavater, Escher und anderer, welche den Landvogt Grebel verflagten, den Zunftmeister Brunner verunglimpften, und schlechte Pfarrer befehdeten — eine Jugend, die damals ihren Vätern und der Regierung Kummer und Verdruß machte“. So meint Schinz. Wir aber dürfen hinzufügen: Eine Jugend, deren Gerechtigkeitsfönn und muthiges Auftreten die Nachwelt stets mit Hochachtung erfüllen wird.

Müscherers Biographie zufolge war Schinz in der Schule kein schlechter Schüler, aber er gehörte auch nicht zu den besten; dagegen „auf der Gaß und in der Freiheit war Er einer der anschlägigsten, beholfensten und lebhaftesten“. Frühe schon äußerte sich auch seine Beobachtungsgabe. Trotz seines raschen Temperamentes „ließ er ein Nachdenken blicken, das unter den Knaben seines Alters nichts weniger als gemein war, eine Aufmerksamkeit auf eine Menge Gegenstände, die den Augen der leßtern ent-

1) Ueber sein Leben ist zu vergleichen: „Denkmal auf Herrn Hs. Rudolf Schinz, gewesener Pfarrer zu Uetikon. Der naturforschenden Gesellschaft vorgelesen von J. C. Müscheler. Zürich und Leipzig 1791. Ferner das mit einem Porträt Schinzens versehene Neujahrsblatt der zürcherischen Naturforschenden Gesellschaft von 1803. Auch eine Schinz gewidmete Elegie, verfaßt von Fr. Müller, ist 1790 im Druck erschienen.

2) Vergl.: „Die älteste biographische Mittheilung über Pestalozzi“, Pestalozziblätter 1881, pag. 42.

gingen“. Häufig, wenn seine Kameraden spielten, machte er einen Spaziergang auf's Land, beobachtete das Leben der Thiere, studirte die Pflanzenwelt; er sah den Bauern und Handwerkern bei ihrer Arbeit zu und erkundigte sich nach allem, was ihm auffiel.

Im Jahr 1760 ward sein Vater Amtmann in Embrach; Schinz, mitten in seinen Studien begriffen, blieb, wenn er seinen Vater auch häufig besuchte, in der Stadt bei seinem Bruder.

Dem Charakter jener Zeit entsprechend wurden von Schinz und seinen Altersgenossen ideale Freundschaftsbünde geschlossen. An einer stillen Stätte nahe der Sihl kam man zusammen, las mit einander und schwärmte für Natur und Freiheit, für Freundschaft und Vaterland; Rousseau weckte in den Seelen der Jünglinge die Begeisterung für einfache, ländliche Sitten.

Anlage und Neigung hätten Schinz zum Studium der Naturwissenschaften geführt oder ihn für den praktischen Beruf eines Gutsverwalters gewonnen. Einem Wunsche seiner Eltern nachgebend, entschied er sich jedoch für die Thätigkeit eines Geistlichen. Da sein Vater schon 1762 gestorben, und die Vermögensverhältnisse der Familie keine glänzenden waren, entschloß sich Schinz, um möglichst unabhängig leben zu können, auf alle Genüsse zu verzichten und, eine Art roussseau'scher Naturmensch, seinen Körper an die einfachste Lebensweise zu gewöhnen. Eine Zeit lang nährte er sich einzig von Milch und Brot, ein Zug, der Energie verräth.

Nach der Vollendung seiner Studien finden wir ihn in Embrach, wo er sich, ohne die Theologie vollständig zu ignoriren, doch hauptsächlich mit landwirthschaftlichen Arbeiten abgab, und in der Einführung von allerlei praktischen Neuerungen große Thätigkeit entfaltete. Er war mit Kleinjogg bekannt, stellte selber Versuche an, auf welche Weise das Land am rationellsten zu bewirthschaften sei und soll in jener Gegend manches Vor-

urtheil und manchen Schlendrian beseitigt haben. Seinen Wissenstrieb, der sich fast auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckte, glaubte er aber auf's beste durch Reisen befriedigen zu können. Wenn immer er konnte zog er zu Fuß und wenn möglich allein in die Weite und wo er etwas Neues sah, machte er Halt und betrachtete es sich, knüpfte mit den Leuten Gespräche an und wurde nicht müde, sich über die verschiedensten Dinge belehren zu lassen; denn für alles hatte er Interesse, für alles Sinn. „Schon seit dem Jahre 1763“, schreibt er selbst¹⁾, „hab' ich alle Jahre eine Reise unternommen, meistens in meinem Vaterland. Bald hab' ich dieselben nur auf eine Gegend meines Cantons eingeschränkt; bald aber auf die entferntern Täler und Gebirge andrer benachbarter Landschaften ausgedehnt, jenachdem ich Zeit, Geld und Lust oder eine nähere Veranlassung dazu hatte. Oft reisete ich ganz allein, nur in Begleit eines Mannes, der einichs unentbehrliches Gerät nachtrug; und mir zur Hilfe war, da konnte ich dann bloß meiner Laune folgen; und diese Art Reisen waren die reichsten an Beobachtungen, denn ich konnte meinen Gang richten wohin ich wollte Oft aber reisete ich auch in gewählter Gesellschaft; und wenn ich dann mein Ausspähen eines einzelnen Gegenstandes nicht so weit treiben konnte als ich wollte, so gaben mir die vielfältigen Fragen der Gefährten und ihre Reflexionen zu häufigen Bemerkungen Anlaß“.

Im Jahre 1770 begleitete er einen Jugendfreund, den Junker Rathsherr Meis, der zum Landvogt der ennetbirgischen gemeinen Vogtei ernannt worden, nach Locarno und blieb daselbst bis 1771. Auch damals hat er, von Locarno aus, nach allen Richtungen hin Fußtouren unternommen und so den heutigen Kanton Tessin gründlicher als irgend einer seiner Zeitgenossen

¹⁾ Schinz: Beiträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes, 1. Heft, Zürich 1783, pag. 1.

kennen gelernt. Die Frucht dieses seines Aufenthalts im Tessin sind die später erschienenen „Beiträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes“, fünf Hefte, die von Schinz in den Jahren 1783, 1784, 1786, 1787 herausgegeben wurden.

Es ist ein Werk von hoher Bedeutung, ein Werk, welches seinem Verfasser ein Anrecht gibt, mit unter den besten damaligen schweizerischen Schriftstellern genannt zu werden. Denn es ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst von Schinz, seine Landsleute zum ersten Mal auf die Eigenthümlichkeiten des schönen Landes jenseits des Gotthardes aufmerksam gemacht und dasselbe mit liebevollem Interesse eingehend und lebendig geschildert zu haben. Schinz spricht ebensowohl von der Schönheit der Gegend wie von der Lebensart der Bewohner. Er beschreibt die Bauart der Häuser und Dörfer, er gibt jeweilen einen Ueberblick über die Geschichte einer Landschaft oder Stadt, er schildert das Klima, die Flora und die Thierwelt, erzählt von den Volksfreuden, den Festen und religiösen Gebräuchen, kurz, es existirt nichts, dem unser Autor nicht Beachtung schenkte.

Von besonderer Bedeutung ist seine Schilderung des Gotthardberges. Wenn einmal jemand die zusammenhängende Geschichte des Naturempfindens schreibt, so wird er wohl Schinz neben Rousseau und Goethe als einen der ersten Zeugen citiren müssen, deren Empfinden durch die Großartigkeit alpiner Gebirgsnatur auf's stärkste erregt worden.

„Was das für ein Schauspiel war! Berge zu hunderten erschienen da auf einander getürmt, zusammengefettet, von einander auslaufend; ihre Häupter in den Wolken, oder mit Schnee und Eis übersilbert; ihre Grundvesten im Abgrund der Erde; nackte vorhangende Gipfel im Lichte; tiefe Spalten, ungeheure Schlünde im Schatten: Weißgraue Wolken steigen an demselben auf und nieder — verbreiten sich — ziehen sich zusammen — locken sich in tausend Gestalten wie feine Wolle in Wellen, in

Wirbel, dähnen sich in horizontale Fäden; ziehen sich durch die Einschnitte der Bergketten von einem Thal in das andere; verändern das Schauspiel zusehends dem Beobachter alle Augenblicke Ich befand mich also auf dieser schwindlichten Höhe wie in einer andern Welt, in der sich alle Vorstellung und Eindrücke des gesellschaftlichen Lebens, der menschlichen Künsteleien und der Annehmlichkeit des häuslichen Glückes verliehren und dagegen die kahle und rohe, aber erhabene und große Natur, vorher nie empfundene Gefühle von der Größe und Erhabenheit des Schöpfers zugleich mit einer angenehmen Schwermuth jedem denkenden Menschen einflößen. Da verschwinden alle Begriffe von Macht und Größe, die man sich von menschlichen Anstalten gemacht hat, wenn man das Menschliche mit diesen Wirkungen der Gottheit vergleicht.“

In den Sommer des Jahres 1773 fällt dann die Schweizerreise, die er mit seinen sieben jungen Freunden unternommen hat. Später durchwandert er Italien, hält sich einige Zeit in Neapel auf und macht mit den dort gesammelten Naturalien der zürcherischen naturforschenden Gesellschaft ein werthvolles Geschenk. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr, 1778, wurde er zum Pfarrer von Uetikon gewählt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Schon 1775 hatte er sich durch Vermählung mit Anna Finsler einen eigenen Hausstand gegründet. Die Ehe war eine höchst glückliche; in den uns erhaltenen Briefen ¹⁾ preist er das Glück der Ehe als das Höchste, was einem Menschen zu theil werden könne. Seine Gattin schenkte ihm einen Sohn, der dann durch seine ornithologischen Werke bekannt worden ist ²⁾. Leider

¹⁾ Ein Urenkel Schinzens, Herr Prof. Otto Hunziker, hat mir in liebenswürdigster Weise alle auf Schinz bezüglichen Briefe und Bücher zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm hier meinen besten Dank ausspreche.

²⁾ Man vergleiche über ihn den von O. Hunziker verfaßten Artikel in der Deutschen Biographie.

sollte seine Thätigkeit als Pfarrer nicht lange dauern: Schinz starb schon 1790 im 45. Jahre seines Lebens.

Eine der vielen Reisen, die er gemeinsam mit Andern unternahm, war die des Jahres 1773. Schinz selbst hat dieselbe ausführlich beschrieben, nicht zum Zweck einer Veröffentlichung, sondern damit seine Reisegefährten eine Erinnerung an diese für alle Theilnehmer so interessante Fahrt hätten.

Das reinlich geschriebene Manuscript ist uns erhalten, es bildet einen Bestandtheil der so reichen und werthvollen Manuscriptensammlung der Stadtbibliothek Zürich.

Den Zweck der Reise können wir als einen pädagogisch-patriotischen bezeichnen. Es war eine Bildungsreise im besten Sinne des Wortes. Schinz selbst spricht sich in der Widmung seiner Schrift an seine Gefährten über den Zweck der Reise aus: „Wenn ihr in dieser Schrift eure guten und schlechten Seiten, euere Fehler und euer Liebenswürdiges angemerkt finden werdet, so laßet sie euch eine Warnung und Aufmunterung für die Zukunft sein. Bei den schönen Gegenden und Aussichten, die beschrieben sind, erinnert Euch der edeln Gefühle für die schöne Natur, die ihr gehabt. Bei Erwähnung kluger Reden, des Fleißes, der Künste, der Gastfreiheit, der Menschenfreundlichkeit, die wir erfahren, laßt Euch zur Nachfolge aufmuntern. Wenn unartige Leute, grobe Begegnisse darin vorkommen, lernt daraus, wie häßlich ihr sein würdet, wenn ihr gleiche Fehler gegen Fremde und Freunde beginget, wenn von Beschwerlichkeit und dem Unangenehmen der Hitze der Kälte, des Hungers, der Müdigkeit, des Mangels, der Lagerstätte die Rede ist, so sei euch das ein immer lebhafter Antrieb, anmuthvoll, mitleidig, dienstfertig, guttätig gegen so viele Tausend Eurerer Nebenmenschen zu sein, die aus Noth alles dies täglich in weit höherem Grade erfahren und leiden müssen, was ihr aus freiem Willen erfahren wolltet. Und wenn Euch der Stolz, die Verachtung, mit der man Euch

begegnet, erinnerlich gemacht wird, wen ihr oft mißkannt worden seit, so gewöhnt Euch, bescheiden in Euerem Urtheil zu sein, Achtung, Ehrerbietung auch gegen Leute zu haben, die ihr unter Euerem Stande glaubt; denn ihr habt es gesehen, wie weh es tut, wenn des Ratsherren Sohn für einen Handwerksbursch und der Kaufmann für einen Studenten angesehen wird“.

Vor allem sollten jedoch die jungen Zürcher ihr Vaterland kennen lernen. „Wir möchten“, so äußerte sich Schinz dem Abt von St. Gallen gegenüber, „unser gemeinsames Vaterland kennen lernen und die besten Leute, die großen Männer, liebe Eidgenossen schon in der Jugend verehren und bei ältern Jahren nachahmen lernen“.

Es ist eine ideale Sinnesweise, die ihn uns in der ersten Stunde zum Freunde macht. Ueberall erscheint er als dieselbe offene, freundliche Natur, überall als derselbe aufmerksame, sich für alles interessirende Beobachter. Stetsfort treibt es ihn, seinen Horizont zu erweitern, durch eigene Anschauung eigenes Urtheil zu gewinnen und seine Kräfte in den Dienst der Mitmenschen und des Vaterlandes zu stellen. Sein Herz schlägt warm für sein Land. Er gehört mit zu jenen edelfühlenden Männern, die wie Iselin und Lavater einen neuen Geist in ihrem Volke zu wecken suchten. Wäre es denselben gelungen, wäre ihre Zahl größer gewesen, so hätte vielleicht die Umwandlung der Eidgenossenschaft nicht durch französische Bajonette vollzogen werden müssen

Daneben erscheint Schinz als liebenswürdiger Repräsentant der Aufklärung. Die Unbefangenheit, mit der er über andere Anschauungen urtheilt, die Milde, mit der er anders Denkenden entgegentritt, die Menschenliebe, die sich auf Schritt und Tritt äußert, die leise Ironie, durch die er lächelnd sich über all die menschlichen Schwächen und Verkehrtheiten hinwegzusetzen weiß, seine Vorliebe für die einfache natürliche Lebensweise, sein

universales Interesse, alles das sind Züge, die ihn als Sohn jener großen idealen Periode charakterisiren. Neue Bahnen hat er nicht eingeschlagen; aber als der Geist jener Zeit ihn zur Arbeit rief, hat Schinz sich ihm zur Verfügung gestellt und als Mensch unter Menschen mit all seiner Kraft gewirkt.

Die Gefährten, mit denen Schinz die Schweizerreise, zu der wir nun wieder zurückkehren, unternahm, waren: Heinrich und Jakob Scheuchzer, Heinrich Landolt, Johannes Troll, Caspar Hirzel, Caspar Bodmer und Salomon Hirzel. Die ganze Gesellschaft, Schinz mit seinen sieben Begleitern und den zwei Bedienten, ist auf der ersten Seite des Manuskriptes in einem zierlich ausgeführten Aquarellbildchen dargestellt. Da sieht man sie in ihrer gewohnten Zugordnung fröhlich einherziehen, in Hemdärmeln, Kniehosen, weißen Strümpfen, vorn ein Bedienter und hinter dem Zug der Grauschimmel, den man unterwegs gekauft, mit seinem Hofmarschall. Den Hintergrund bildet eine romantische Flußlandschaft mit Felsen und Dörfern.

Wir haben die Gesellschaft verlassen, wie sie zur „Sihlporten“ hinauszog und wir werden gut thun, uns nun ebenfalls auf den Weg zu machen, wollen wir sie noch einholen.

Der Marsch des ersten Tages bietet des Interessanten nicht viel. Die schlecht bebauten Felder in der Nähe Altstettens veranlassen Schinz zu Klagen, daß die Fabriken, wenn sie das Landvolk zu stark beschäftigen, dem Feldbau nachtheilig werden; das Korn ist mager und sieht traurig den Schaaren nach, die alltäglich bei ihm vorbei und heraus aus der freien Luft den finsternen Seidenmühlen zudringen.

In Dietikon erinnert sich Schinz daran, daß in der dortigen Kirche Reformirte und Katholiken demselben Gott dienen, und mit leiser Ironie fügt er hinzu: „Doch haben die Katholiken einige Vortheile. Das ist so unbillig nicht, denn ihre Religion ist, wie sie steif und fest glauben, älter und wohl hergebracht mit Siegel und Briefen, die respektabel sind — und darauf achtet man im gemeinen Leben“. Als die Gesellschaft von der Badener Straße nach Mellingen abschwenkt und nach Rohrdorf gelangt, fällt Schinz das dortige Pfarrhaus auf, „eine beneidenswürdige Wohnung für einen Mann, der Empfindung und Gefühl für die schöne Natur hat, die man dort sieht“. Zugleich bemerkt er in seinem Tagebuch, daß dort die Häuser mit Strohdächern beginnen; die Gegend werde mit Kartoffeln und Obst angebaut und sei außerordentlich korn- und obstreich.

Die Reisenden gelangen nach Mellingen; die Gegend ist so angenehm als das Städtchen selbst, dessen Lage an der Reuß herrlich ist, schreibt Schinz. Beim Passiren der gedeckten Reußbrücke

zahlt jeder ein Brückengeld von 3 Heller. Die regierenden Stände der Grafschaft Baden beziehen von allen Waaren einen Zoll, der auf 6 Jahre dem Meistbietenden verpachtet wird und jährlich 400 fl. einbringt. Nicht unbedeutend ist der Verkehr, da das aus bayrisch Hall über Laufenburg nach Luzern spedirte Salz Mellingen passieren muß. Doch nicht nur dem Lande und dem Verkehr wendet Schinz sein Interesse zu, sondern auch den Menschen. Er notirt bei Mellingen: „feine Weibsgesichter“ und bemerkt etwas später: schöne Menschen im gesegneten Getreideland, reich an Heerden.

Als Hauptindustrie bei Dthmarsingen nennt er die Strumpf- und Kappenwirkerei.

In Lenzburg imponirt ihm das Schloß, das stolz über die ländliche Gegend ragt.

Daß es schon damals unter den Wirthen gute und schlechte gab, beweist die Schilderung, die Schinz von seinem Wirth in Lenzburg gibt: „Unverschämt, voreilig in seinen Fragen, spröde in seinen Antworten, schlecht im Wein, theuer in der Zechen“.

Der erste Tagemarsch endigt in Aarau, „einer niedlichen kleinen Stadt mit feinen Häusern, breiten Straßen, ausführlichem Rathhaus und vielen Gassen, ringsum mit den anmuthigsten Landhäusern, Gärten und Spaziergängen“. Nachdem man sich in Aarau angeschaut, was anzuschauen war, brach man auf, um sich nach Solothurn zu begeben. Da eine fürchterliche Hitze herrscht und die beiden Diener keuchend und schwitzend unter ihrer Last kaum vorwärts kommen, wird beschlossen, zu ihrer Erleichterung einen Esel zu kaufen, der fortan einen Theil des Gepäcks tragen könnte.

In Olten macht man Mittag. „Der Wirth sah uns gleich für Leute an, die Geld im Sack hätten und das war eben leicht zu errathen. Einer der Gesellschaft ruft: „He! Herr Wirth,

ein gutes Mittagessen!' ,Einmal einen schönen Braten!' rief ein anderer, ,Und Fische und was Ihr sonst habt!' ein dritter. Wohl dachte ich, das möchte eine feine Zechen abgeben, wenn man den Wirth bringen ließe, was er für gut fände. Ich legte den Schoppen an, den Hut auf den Kopf, den Stock in die Hand und ging in die Küche hin. Siehe, da lagen schon drei Guggel in noch rauchendem Blut auf dem Schüttstein und zwei andere war der Würger noch abzuthun im Begriff. ,Halt inn, halt inn!' rief ich, ,die Sache ist nicht so gemeint. Zu einem guten Mittagessen brauchen wir weder Guggel noch Kapaunen. Da geht uns von diesem Fleisch — es stand ein Topf voll über dem Feuer — oder dann die Hälfte von diesen Fischen und die drei Guggel als Braten und sonst nicht einen Brosamen mehr, oder wir bezahlen es nicht'. Und mit dem fieng der Wirth an gerade zu stehen und bückte sich nicht mehr so tief". Allerlei interessante Mittheilungen macht ihm ein Wirth in Egerkingen. Im Gäu gebe es die schmachhaftesten und fettesten Ochsen, dieselben würden größtentheils von den Zürcher Metzgern aufgekauft. Manche Bauern mästeten in einem Winter 20 und mehr Stiere. Auch an schönen Kühen und Wagenpferden sei das Land reich. „Die Viehställe“, bemerkt Schinz, „sind nicht zum Güllenmachen eingerichtet, wie die unserigen. Unter den Bauern herrscht große Wohlhabenheit. Sie verkaufen auch viel Korn an die Fremden. Was sie aber für sich selbst bedürfen, das dürfen sie nicht an Fremde, sondern sie müssen es dem Staat verkaufen um den laufenden Preis, zu welchem End an verschiedenen Orten Kornhäuser eingerichtet sind, wo das Korn aufbehalten und verkauft und vertheilt wird, je nachdem es die Umstände und Jahrgänge erfordern. Ein Mäs zahlt 1 fl. In Solothurner Gebiet trifft man die allerschärfsten Verordnungen wider das Betteln, weshalb es auf der Straße weit besser aussieht, als im Zürcher Gebiet, wo doch die Armen mehr öffentliche und private Unter-

stützung haben und ebenfalls solche Verordnungen existiren, die aber nicht befolgt werden“.

Neu und auffällig erscheinen Schinz die dortigen Bauernhäuser. „Sie sind mit Stroh gedeckt und die Dächer reichen auf der Wetterseite bis auf den Boden herab, welches ein seltsames Aussehen macht. Die Solothurner Landleute sind ansehnlich, die Weibsleute nicht so fast schön, als annehmlich, geschmeidig, fein an Leib, sittlich, höflich und von einnehmenden Geberden“.

Es ist vielleicht manchem Leser aufgefallen, daß Schinz in der Widmung seine Gefährten daran erinnert, wie unangenehm es ihnen war, für Studenten gehalten zu werden. Heutzutage würden junge Leute aller Stände dies für eine Ehre halten; damals aber war es anders, wie wir aus Schinzens Reisebeschreibung erfahren. Die Gesellschaft kommt nach Büttisholz, sie kehrt im Wirthshaus ein und hier nun widerfährt ihnen das Schreckliche, daß man sie für Studenten ansieht. Schinz gibt eine Definition dieses Wortes; er fügt nämlich hinzu: „Also für grundsichlechte, lieberliche Burschen, die nur auf Spiel, Weiber, Bubenstücke und Lustigmachen bedacht sind“. Energisch protestirten sie gegen eine solche Zumuthung und als der Protest nichts half, da zogen sie ihre Schweizerlieder aus der Tasche und fingen an:

„Wer Schweizer, wer hat Schweizerblut“

und „drückten“ besonders stark auf die Strophe:

„Wer immer wo er steh'n soll, steht
Sich niemals über andre bläht,
Den g'raden Weg in allem geht
Gold, Wollust, Leppigkeit verschmäht“.

Da hörte das Hänfeln und Stichel'n auf und die jungen Zürcher wurden nicht mehr für Studenten gehalten.

Am 18. Juni kam die Gesellschaft in Solothurn an. Schon aus dem bisher Mitgetheilten geht hervor, wie das universale Interesse unseres Autors auch in dieser Reisebeschreibung zum Ausdruck kommt.

Lesen wir langsam und aufmerksam Seite um Seite, so vernehmen wir unschwer drei Töne, einmal diejenigen, welche charakteristisch sind für jene Zeit, dann solche, in denen sich speziell der Charakter des Erzählers spiegelt und drittens allgemein menschliche Züge, die damals wie heute vorkommen und immer vorkommen werden. Eines wechselt mit dem andern ab, in ein und dasselbe Ereigniß wird vielleicht der eine wie der andere Zug verwoben sein. Dieses heitere Durcheinander, dieses kaleidoskopischen pêle-mêle trägt nicht am wenigsten dazu bei, alle solche Reisebeschreibungen unterhaltend, interessant und fesselnd zu machen und wir tragen daher kein Bedenken, aus Schinzens Reisebeschreibung Beispiele dieser und jener Art herauszuheben.

In Solothurn angekommen wollen sie zuerst ihre Toilette machen, ehe sie die Besuche abstaten. Man verlangt nach dem Barbier. Endlich kommt ein Mädchen, welches die nöthigen Instrumente auf den Tisch legt, aber der Barbierer will noch immer nicht kommen. Ungeduldig ruft Schinz: „Wo bleibt der Barbierer!“ worauf das fein aufgeputzte Mädchen mit viel Anstand antwortet: „Belieben Sie sich nur zu setzen“. Da merkte ich, daß sie selbst das Amt versah und nun schabte sie mir viel geschwinder und sanfter, als ich selbst im Stande gewesen wäre, den Bart. Das gefiel meinen Gefährten so wohl, daß sie es jetzt das erste Mal bereuten, noch nicht älter zu sein, um ebenfalls von einem so artigen Mädchen bearbeitet zu werden.

Dieser Zug gehört unbestritten zum allgemeinen Menschlichen

Darauf wurden sie in den Palast des französischen Gesandten geführt, ein schönes Haus, wo ungeachtet, daß der

Gesandte abwesend, aus jeder Ecke ein französischer Diener herhüpfte, um zu sehen, ob das Trinkgeld klein oder groß werde. Von einem schönen Zimmer kam man in das andere und endlich in den großen Saal, wo der französische König den Schweizern gnädigstes Verhör gibt. In der Mitte desselben steht unter einem rothen, sammtnen Baldachin ein Stuhl gleich einem Thron und den Wänden nach mehrere Stühle, doch in tiefer Entfernung von dem Bilde des Monarchen. Ich weiß nicht, wie es mir geworden, ich ward ganz ungehalten in diesem Zimmer, der Schweizerstolz wurde bei dessen Ueberschauung zu tief herabgesetzt. Der Gedanke war mir unerträglich, daß die Nachkömmlinge der Nation, um welcher Freundschaft die Fürsten alle einst eiferten, welcher Frankreichs Thron zu besetzen oder zu fällen gleich leicht war, daß die vordersten Häupter einer tapfern freien Nation nun auf dieser Stelle vor des Königs Dienern sich neigen und aus seinen Händen alljährlich Gnadengelder unterthänigst gehorsamst empfangen. „Wie demüthigend“, ruft Schinz aus, „ist es für Euch Ihr Schweizer, einen solchen Saal, einen Königsstuhl in Eurer Mitte, in Eurer Stadt dulden zu müssen“. Wir eilten hinaus, und an der Thür beugte sich der Diener tief vor der Hand, die ihm einen Thaler geben zu wollen schien. Da er aber fühlte, daß es nur ein halber war, erstellte er sich hochmüthiger als immer zuvor.

Von der Ursuskirche meint Schinz, sie sei unstreitig die schönste katholische Pfarrkirche in der Schweiz, „sie ist von Pisoni, einem Baumeister aus der Herrschaft Luggaris nach guten Regeln der Baukunst gebauen, mit Säulenwerk und stolzen Pilastern in- und auswendig gezieret, der aber die innere Ausschmückung an Altären und Gemälden keineswegs entspricht. Der Zugang zu diesem Tempel ist eine majestätische Treppe, an deren beiden Seiten vortrefflich gehauene ungeheuer große Brunnen, Gefäße

und Bildsäulen angebracht sind“. Schinz besteigt auch den Thurm und nennt die Aussicht herrlich.

Amüſant iſt die Schilderung von der Audienz beim Schultheißen Gluz. Derſelbe hatte die jungen Eidgenossen auf's freundlichſte aufgenommen. Während er mit ihnen auf's liebereichſte und verbindlichſte ſprach, verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, der franzöſiſche Geſandte komme zurück. Alles gerieth in Aufregung, der Schultheiß wurde nervös, er ſchickte ſich ſchon an, denſelben willkommen zu heißen; man ſah es ihm, während er noch ſprach, deutlich an, wie er ſchon an der Rede ſtudirte, die er vor dem Geſandten halten wollte. Da kam die neue Botſchaft, es ſei nur die leere Kutfche geweſen. „Armſelige Schweizer“, dachte ich abermals, „Euer regierendes Haupt wird von einem franzöſiſchen Kutfcher getäuſcht, und das Rollen der franzöſiſchen Kutfche ſetzt Euch in Bewegung“.

Schinz ſchildert auch die ſolothurniſche Verfaſſung und ſpricht von der Herrſchaft der Patrizier; es ſei ſehr ſelten, daß Handwerker oder andere gemeine Leute in die Regierung kommen, die Rathſtellen verbleiben immer denſelben Familien. Vom Vater gehen ſie auf den Sohn über.

Bei der Beſichtigung des Zeughauſes fällt ihm ein Geſchüz auf, welches die Orgel genannt wurde. Daſſelbe erſcheint nach der Beſchreibung Schinzens als eine Vorwegnahme der franzöſiſchen Kugelpriße, man kann mit demſelben in drei Wendungen 21 Schüſſe thun, bei jeder Wendung können ſieben Schüſſe auf einmal losgebrannt werden.

Die Geſellſchaft beſuchte auch das Jeſuitenkloſter, ein anſehnliches Gebäude. Die Bibliothek erſchien Schinz unbedeutend, das Phyſikaliengebäude armſelig genug. Die Inſektenſammlung war noch nach alter Art eingerichtet, die Inſekten waren einfach zwiſchen zwei Gläſer gedrückt. Der die Geſellſchaft begleitende Chorherr war nicht gut auf die Jeſuiten zu ſprechen, es ſeien meiſt deutſche

Mönche, die keinen Schweizerfönn besäßen, dabei meist ungelehrte Leute, mit denen man manchen unangenehmen Auftritt habe. Niemand in Solothurn werde unzufrieden sein, wenn man diese Leute los sei.

Nach der Besichtigung des Chorschazes setzte man die Reise fort und zwar wanderte man nun Basel zu. Es war bei der Burg Falkenstein, als man Gelegenheit hatte, den begehrten Esel zu kaufen; der neue Packträger, der engagirt werden sollte, seufzte unter der Last zweier großer Körbe mit Kirschen, sein Besitzer rühmte, er sei die Geduld selbst und trage mehr als 150 Pfund, wenn er auch an einem Auge blind sei. Wir untersuchten ihn hierauf von hinten und vorn und beiden Seiten und kauften ihn endlich um 5 $\frac{1}{2}$ Neuthaler und 10 Bazen Trinkgeld; die Körbe wurden augenblicklich ausgeleert, und das bei dieser Anordnung ganz in schwermüthige Gedanken versetzte Thier ward uns jetzt mit Haut und Haar, Korb und Strick an die Hand gestellt. Flugs packten die Knechte ab und ehe es der Esel begriffen hatte, waren die Körbe schon wieder so voll gepackt, daß kein Platz mehr vorhanden war, unsere Kleider aufzulegen, um deßwillen wir doch eigentlich den Kauf gemacht hatten.

Den Hauenstein passirend kommt die Gesellschaft über Langenbruck und Waldenburg noch bis Bad Oberdorf. Der Wirth daselbst sprach sich sehr bitter über die Verordnungen der Stadt Basel aus, der Landmann müsse sich vom Bürger drücken und scheeren lassen, die Ausfuhr sei erlaubt, damit die, welche Neben haben, den Wein wohl anbringen möchten, Fremde Weine dürfen wir aber nicht einführen, während der Bürger von demselben kaufen kann, so viel er will; wollen wir ein gutes Glas Wein haben, so müssen wir das beim Bürger kaufen, der uns willkürlich den Preis macht. So haben die Bürger den Weinhandel in ihren Händen, dazu müssen wir von allem Wein, den wir ausschenken, den vierten Theil Ohmgeld geben“.

Schon damals arbeitete im ganzen Waldburger Thal der Webstuhl, und wie heutzutage zeichnete sich das Thal durch seine Kirchenkultur aus. Liestal und die Ruine von Augst halten die Reisenden nicht lange auf; sie eilen, um noch vor Thorshaus nach Basel zu gelangen.

Spät Abends am 21. Juni kamen sie in der Stadt, deren hochragende Münsterthürme sie schon lange zuvor erblickt hatten, an. Im Hotel zu den „Drei Königen nahmen“ sie Logis. Des Esels wegen wurde die Gesellschaft zuerst etwas von oben herab behandelt: „Diesen krummen lahmen K..., wo muß man den hinsperren?“ fluchte der Hausknecht und band das arme Thier ganz unmenschlich an die Dachrinne, bis Schinz mit einem Donnerwetter dazwischen fuhr und seinem Langohr eine anständige Schlafstelle verschaffte.

Des andern Tages begannen nun die Besuche. Zuerst begab man sich zur Universität, „welches das ist, was Basel immer vor anderen Orten der Schweiz berühmt gemacht hat. Es war just der Tag, da man den Rectorem magnificum einführte. Wir gingen deßhalb in den großen sogenannten Doctoraal, der an das Münster angebaut ist, ja in der Kirche selbst den Eingang hat. Nach verschiedenen Ceremonien, wo die Rathsherren auf die eine, die akademischen Bürger aber auf die andere Seite zu sitzen kamen, wurde unter Vokal- und Instrumentalmusik der neue Rektor präsentiert, darauf nahm er auf dem Catheder Platz, wo er in einer lateinischen Rede von dem Verhältniß des Staats mit der Akademie und der beidseitigen Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit eine schlechte Abhandlung dahersagte“.

Die Sammlungen, welche heute das städtische Museumsgebäude beherbergt, wurden damals in dem Hause „zur Mücken“ aufbewahrt: die Bibliothek, die römischen Alterthümer und die Gemälde Holbeins. Schinz sah die Passion, den todt liegenden Christus, Holbeins Selbstporträt und das seiner Frau mit den Kindern; er bemerkt, daß unter diesen Gemälden hauptsächlich

die Passion wegen der annoch unbegreiflichen Lebhaftigkeit, Schönheit und Stärke des Colorits bewundert werde; als Cicerone begleitete prof. theol. Beck die Gesellschaft durch die Sammlung.

Das Mittagessen nahmen sie in den Drei Königen auf der anmuthigen Laube am Rhein. In der Mitte der Tafel sprang ein kleiner Springbrunnen empor, die Bedienung erwies sich als ausgezeichnet. Schinz ist voll Lob über den Gasthof.

Nachmittags wird dem berühmten Rathsherrn Iselin ein Besuch abgestattet. „Derselbe empfing und bewillkommte die Gesellschaft auf die aller ausnehmend liebreichste Art. Er anerbote sich auf's großmüthigste und soviel ihm seine Geschäfte zulassen, unsern Aufenthalt in Basel nützlich und angenehm zu machen. Wir übergaben ihm unsere Empfehlungsbriefe, deren wir als Söhne seiner Eidgenossen, auch wenn wir ihm sonst unbekannt gewesen wären, nicht nöthig gehabt hätten. Er gab sein liebreiches Söhnchen der Gesellschaft als Begleiter mit und lud die beiden Hirzel ein, bei ihm zu logiren. Er selbst aber führte uns wie ein Vater und Lehrer unter den allerlehrreichsten Gesprächen und nützlichsten Erklärungen in die Münsterkirche. Ich hatte Fäsis Beschreibung der Stadt Basel in der Hand.“

Wie man später noch sehen werden wird, ist die mittelalterliche Baukunst vielleicht das Einzige, dem Schinz, der sonst Interesse für Alles bekundet, keine große Beachtung schenkt. Wenn irgendwo so steht er hier unter dem Banne seiner Zeit.

Wohl spricht er davon, daß das Münster „schön“ sei; aber das wird nur so nebenbei und ganz kurz gesagt, daß man zweifeln darf, ob er sich der wahrhaft großartigen Schönheit des Interieurs wirklich bewußt worden ist. Länger verweilt er bei dem Grabmal eines Dr. Huber im Kreuzgang. Dagegen scheint ihm die Pfalz imponirt zu haben: „Neben dem Münster ist ein stolzer mit Schattbäumen und Ruhebänken besetzter abgesonderter Spazierplatz, die Pfalz genannt“.

Nachdem die Zürcher bei einem Kaufmann Hofmann eine werthvolle Gemäldesammlung angesehen, besuchen sie das Rathhaus, welches ungeachtet es nicht prächtig, doch ein ehrwürdiges Aussehen hat. Darauf gehen sie mit Iselin und Dreierherr Münch, „zwei der besten Männer und aufgeklärtesten Köpfe, die Basel aufweisen kann“, spazieren und Schinz ärgert sich ein wenig, daß seine jungen Gesellen mehr Interesse an dem Lällenkönig bezeigen, der bei jedem Perpendikelschlag seine Zunge heraussteckt, als an den lehrreichen Gesprächen Iselins und Münchs.

Sie besuchten auch Hünningen, welches damals noch eine französische Festung war. Auf dem Eingangsthor zu derselben las Schinz die Inschrift:

Ludovicus magnus
Rex Christianissimus
Belgicus Sequanicus Germanicus
Pace Europa concessa
Huningam arcem
Sociis tutelam, hostibus terrorem
exstruxit 1681.

„Wann diese Festung keine andere als diese Absicht hat, so sollten die Schweizer sich darüber freuen und sie nicht mit scheelen Augen ansehen“ meint Schinz dazu.

Am folgenden Tage wird das Gefängniß in Basel besucht, „welches nicht zum Besten eingerichtet ist“. Die Stadt durchwandernd werden sie natürlich auch auf den Birsig aufmerksam, gegen welchen alle Hinterhäuser und die heimlichen Gemächer eines großen Theils der Stadt in verworfener Ordnung paradiren.

Herr Rathsherr Buxtorf, mit dem Schinz in Locarno bekannt geworden, empfing diesen „mit völliger Herablassung“ und zeigte ihm die in Augst gefundenen Antiquitäten.

Interessant ist die Beschreibung, die Schinz von einer Immatriculation gibt, der er bewohnte und auch sein Raisonnement

darüber. „Ich ging in den Doktoraal hinauf, um die Huldigungssceremonie zu sehen, wo alle cives academici, die Doctores med. jur., die Geistlichen, die immatriculirten Studiosi dem Rektor Treue und Gehorsam zu leisten versprachen. Der Bedell, der in rothem Mantel mit großem silbernem Stab sein Amt verrichtete, alles in rothen oder grauen Mänteln oder Lehrrocken angethan, je nach dem Stand, war ein possierlicher Aufzug und die Grundsätze eines von dem Staat abgesonderten und dennoch im Staat begriffenen Staates wollten mir durchaus nicht in den Kopf. Je mehr äußerlicher Pomp dabei war, je weniger Gelehrsamkeit schien mir dabei sein zu können, ja es hat das Ansehen, als ob die Vorrechte der Universität wirklich der Ausbreitung der Wissenschaften in einem Staate nachtheilig sein müssen, indem nothwendig zwischen denen, so zu dem Universitätskorporus gehören und den übrigen Bürgern eine gewisse Abneigung walten muß, die so lange nicht aufgehoben wird, so lange die beidseitigen Interessen nicht stärker mit einander verwebt sind“.

Ein weiterer Besuch gilt dem berühmten Mathematiker Dr. Daniel Bernoulli, der ein „liebreicher gutdenkender schätzbarer Greis“ genannt wird. Das Gespräch kam auf die Aufklärung der Nation und speziell dann auch auf die Schulreorganisation in Zürich, wo der Name Realschule ihm gar lächerlich vorkam, bis ihn Schinz belehrte, daß dies nicht königliche Schule heiße. Nachdem auch dem Kupferstecher von Mechel ein Besuch abgestattet worden, ging man in den Spital, welcher in der Barfüßerkirche eingerichtet war. Derselbe enthielt mehr Pfründner als wirklich Kranke. Der Spitalmeister machte eben die Visitation und schalt einen, der sein Bett noch nicht gemacht, in unserer Gegenwart auf die abscheulichste Weise mit Fluchen und Schwören aus, daß einem Hören und Sehen verging. Dieses Urtheil stimmt vollständig überein mit dem des Prof. Spazier, welcher Basel 1790 besuchte. Auch dieser notirt, daß das Hospital schlecht beschaffen sei.

Zum Schluß bestieg Schinz mit seiner Reisegeellschaft den Münsterthurm, um sich das Bild von Basel noch einmal vor seiner Abreise deutlich einzuprägen. Und wie er Basel noch einmal von der Vogelperspektive überschaut, so gibt er auch, ehe er scheidet, noch ein Gesamtbild der alten Stadt am Rhein.

„Basel übertrifft an Größe, Reichthum alle anderen Städte der Schweiz weit. In der gemeinen Denk- und Lebensart ist sie Zürich am ähnlichsten, besonders in dem Kaufmannsgeist, in der Haushaltungsart und den Ergötzlichkeiten. In der Gelehrsamkeit hingegen und den Wissenschaften, in allgemeiner Aufklärung, in dem allgemeinen Eifer für das gemeine Beste, in der gesellschaftlichen Vereinigung dazu, in den Anstalten für das Gute und Anstalten gegen das Böse ist sie gegen Zürich um 20 Jahre zurück. Die Regierungsart ist sehr demokratisch, die Handwerksleute und Zünfte sind von größtem Einfluß“. Schinz erwähnt auch den kuriosen Brauch, daß die Großrathsstellen durch's Loos vergeben werden. So hat das blinde Glück die Bestellung der ganzen Regierung größtentheils in den Händen. Darauf kommt er auf gewisse Aeußerlichkeiten zu sprechen. Die Standeshäupter, schreibt, werden in einer Kutje in das Rathhaus abgeholt, die aber etwas sonderbar aussieht.

Damit keiner den Vorrang zu haben scheine, sind die vier Sitze so angebracht, daß keiner für sich, sondern alle auf die Seiten das Angesicht und je zwei einander den Rücken kehren. Dieser Wagen hat etwas sehr Feierliches! fügt er mit milder Ironie hinzu. Die Pracht ist in Basel so groß, als immer in Zürich, ja sogar viel größer, um so viel reichere Kaufleute es hat. Der Aufwand in Kleidern ist jedoch bürgerlich eingeschränkt. Das Kutschenfahren ist gewöhnlicher, als bei uns, es gibt auch mehr, die Pferde halten. Man zählt 600 Kutschenpferde. Die Häuser haben mehr Anstand, als die unserigen, weil sie aus

einem rothen Stein gebauen sind, der recht schön steht. Gemeiniglich aber streicht man die Pfosten und Ecken an den Häusern mit rother Farbe an, die Fensterläden alsdann grün, dabei sie ein recht lebhaftes Aussehen bekommen. Das ganze steinerne Münster ist mit dergleichen dunkelrother Farb übertüncht. Die Zimmer sind sehr kostbar möblirt. Man hält viel auf Gemälde und Tapeten, viel auf hölzerne Schnitzwerke. Die Schönzimmer befinden sich gemeiniglich im untersten Stockwerk. Man ist sehr reinlich. Die Stegen sind aus Nußbaumholz und werden mit Wachs eingerieben. Man trägt daher Ueberschuhe, die man beim Eintritt in das Haus anzieht. Außen an den Häusern unter den Fenstern sind Spiegel angebracht, um bequem die Vorübergehenden und Eintretenden betrachten zu können.

Von den Baslern meint Schinz, daß sie sich allzu oft dem Schmausen und Trinken ergeben. Gelehrte Gesellschaften, wie in Zürich, gibt es nicht. Der Kaufmann ist ungleich weniger gelehrt, als in Zürich. Literatur, Wissenschaften und Künste werden weniger gepflegt. Schinz findet in Basel einen Kastengeist: man könne die Bevölkerung eintheilen in Gelehrte, Staatsleute, Kaufleute und Handwerker. Die Universität hat von ihrem alten Wesen nur das Kleid behalten: die Ceremonien. Schinz glaubt, daß das von Nachtheil für die Wissenschaft sei, wenn man auch annehmen würde, daß die Universitäten allemal die Depositairs der Gelehrsamkeit seien, „woran ich aber bei Basel zweifle“. Denn neben diesen Vorrechten hat diese hohe Schule noch dieses eigen, daß die Lehrer alle Bürger von Basel sein müssen, daß sie schlecht belohnt, von einer Profession zur andern übergehen und den einträglichsten Stellen ihre besondere Neigung zu der und dieser Wissenschaft aufopfern, aus *doctores juris* *doctores medicinae* und aus Sprachgelehrten Professoren der Botanik oder Theologie und also in *omnibus aliquid, in toto nihil* zu werden, sich gleichsam gezwungen sehen“. Trotz dieses scharfen

Urtheils hebt Schinz hervor, daß Basel bei alledem große Gelehrte aufzuweisen habe.

Am 26. Juli rüstete man sich zur Abreise. Bei dieser Gelegenheit sollte Schinz noch mit einem Element Bekanntschaft machen, das er bei seiner Schilderung Basels gänzlich ignorirt hatte: die Basler Gassenjungen. Als die Gesellschaft nämlich das Hotel verlassen hatte, warf der Esel, schlecht geladen, mitten in der Stadt seine ganze Bagage auf die Straße. Man kann sich denken, wie schnell sich ein Zuschauerkreis um diese Gruppe gebildet und was für Wiße die Zürcher alles zu hören bekamen. „Das unverschämte Gewäsch von Urtheilen, die bald über unsern Hofstaat, bald über uns selbst ergingen, waren unausstehlich“, klagt Schinz.

Von Basel aus wandte man sich dem Birsthal zu, und kommt über Arlesheim, wo man die schöne Stiftskirche bewundert, nach Laufen. Dort versammeln sich um die ruhende Gesellschaft eine Menge strickender Mädchen und Schinz erfährt, daß die Strumpffstrickerei die Hauptindustrie des Thales bildet. Verdient wird allerdings dabei wenig genug. Ein fleißiges Mädchen bringt täglich ein Paar Strümpfe zu Stande. Der Lohn für das Stricken allein beträgt aber nur 6 Rappen pro Paar. Gerührt von diesem elenden Verdienst theilt Schinz eine kleine Summe unter die Mädchen aus und meinte dabei: „Was ist Freudigeres, als den Dürftigen Gutes thun oder mit unerwarteter Freigebigkeit dem Schmachttenden bevorzugen“.

Mit dem Eintritt in das Delsberger Thal begann das Französische zu herrschen. Beim Mittagessen war die Gesellschaft außerordentlich lustig. Das wollte sich der Wirth zu Nutzen machen; er brachte nämlich viel mehr als bestellt war, statt eines Bratens drei. Schinz merkte aber den Kniff. „Dies solt Du über ein kleines nicht mehr sehen, denn so unverschämt hoch seine Zechen war, so unverschämt waren wir gegen ihn. Sobald man

die Zechen bezahlt hatte, wurden nämlich die übrigen Braten dem Esel aufgeladen und der Wirth hatte das Nachsehen."

Den Eingang in's Münsterthal nennt er ein scheußliche Gegend. Gleich einem Thor öffnen zwei nahe beisammenstehende, ungeheure, ausgezackte Felsen den Weg in das durchaus enge, von der Birs durchflossene Thal. Heutzutage würde man ohne Zweifel diese Gegend großartig, romantisch finden. Der Durchgang, so fährt Schinz fort, scheint wie durch einen gewaltsamen Stoß in eine Mauer entstanden zu sein. Zwischen diesen sonderbar gestalteten, nicht hohen, doch scheußlich anzusehenden Bergketten führt die gute Landstraße immer neben dem Fluß hin, ein wenig in die Höhe. Bei Roches geben die dichten Wälder der Gegend ein schweremüthiges Aussehen, die Einwohner sind aber ein lustiges, fröhliches Franzosenvolk. Hinter dem Dorf wird das Thal noch wilder und schrecklicher, denn die Felsen stehen einander senkrecht gegenüber, ausgezackt, einander ganz entsprechend. Erst eine halbe Stunde nach Münster wird das Thal milder, weiter und freudiger, ringsum ist schönes Mattland, sind Kornfelder zu sehen.

Weitergehend treffen die Reisenden, bei den Pechhütten, einen Wiedertäufer an von liebeichem Gespräch und demüthigem Wesen. Seine Reden waren sehr vernünftig, sie verriethen eine natürliche Philosophie, eine ungemeine Zufriedenheit und etwas Hang zur Einsamkeit. Beim Ausgang des Münsterthales kamen die Zürcher nach Pierreport, von dem einige sagen, daß es ein Werk der römischen Kaiser sei. Schinz glaubt das nicht, da kleine Republiken zu seiner Zeit viel erheblichere Werke gemacht hätten. Er erinnert an das Urner Loch und die Straße am Platifer.

Vom Münsterthal aus wendet sich die Caravane südwärts Biel zu. Bei P é r y, erzählt Schinz, geht man durch eine enge Klus, in ein scheußlich enges mit steilen hohen Schieferwänden und finstern daran hängenden Waldungen umzäuntes fürchterliches Thal und in demselben durch die ödesten und scheußlichsten Ge-

genden allmählig eine Stunde lang bergauf. Die Landstraße nach Biel ist am Abhang des Gebirges sehr bequem, zuweilen durch Felsen gehauen, zuweilen untermauert, sie geht lange zwischen zwei hohen traurigen Bergen durch, auf einmal aber öffnet sich die aller schönste Aussicht, die wir auf der ganzen Reise angetroffen.

Es ist entschieden von Interesse zu wissen, welcher Aussicht Jemand, der die ganze Schweiz bereist hat, den Preis zuerkennt. Hören wir daher, wie Schinz die Landschaft beschreibt, welche seinem Ideal einer schönen Gegend am nächsten zu kommen scheint.

„Wir hatten eine natürliche Landkarte des ganzen Solothurns, eines Theils des Berner und Freiburger Gebietes, die Gegend um Biel, den Bieler- und Neuenburger See vor uns und wir brauchten die künstliche Karte einzig, um die ganze weite (!) Landschaft zu bestimmen und die Orte zu nennen. Schöneres und Reizenderes kann man sich nichts einbilden; vor unsern Füßen sahen wir die Weinberge von Biel, gerade vor uns die angenehme Stadt selbst, das glänzende Moudon, den freudigen Bieler- und weiterhin den Neuenburgersee, Neustadt, Vandéron, Erlach, auf der andern Seite gegen Norden Solothurn und ihr ganzes Thal, das ganze Gebirg, den Jura über das Berner und Freiburger Gebiet hin in die schimmernden Schneegebirge, gegen Abend den hohen Chasseral und die Kette von Gebirgen die von selbigem her gegen dem Fürstenthum Valengin sich hinziehen; zudem allem war es einer der angenehmsten Sommerabende, die Sonne war eben im Untergehen und warf noch die letzten Strahlen auf die weite Landschaft zurück. Es war unmöglich von der Stelle wegzukommen bis die dunkeln Schatten des späten Abends die Aussicht verdunkelten“.

Zu dieser wonnevollen Aussicht bildete die Aufnahme in Biel einen etwas schroffen Contrast. Wegen ihres verstaubten Aussehen hielt man die Reisenden wieder für Handwerksburschen oder Studenten und es fielen böse Worte, man wolle besser be-

wirthe werden u. ſ. w. Daraus merkte dann allerdings der Wirth, daß es Leute mit Geld ſein müßten. Er ſtellte ſich demüthig, aber nicht aus Ehrfurcht, ſondern weil er dachte, die müßten es mir bezahlen. Biel wurde in Begleitung des Pfarrers Eldin beſichtigt, welcher in Zürich geboren und aufgezogen worden war. Er führt die Zürcher in ſeine Kirche, die ein altes Gebäude iſt, und außer den vielen eroberten Fahnen und Trophäen, die an der Diele aufgehängt ſind, nichts merkwürdiges hat. Trophäen und Siegeszeichen würden aber, ſo meint Schinz, einem Zeughaus weit mehr Ehre machen als einer Kirche, in der das Evangelium des Friedens gepredigt wird. Schinz iſt dafür entzückt von der lieblichen Ausſicht auf den See. Was die Bieler ſelbſt betrifft, ſo bezeigen ſie dem Biſchof, ihrem Herrn, nicht ſonderlich viel Achtung; lieber reden ſie von ihren Beziehungen zu den Eidgenossen, die ſind ihnen heilig und unverbrüchlich.

Von Biel aus beſucht man die Petersinſel, über die ſich Schinz folgendermaßen äußert: Die Lage dieſer Inſel iſt ungemein lieblich, angenehm, maleriſch ſchön, zu Idyllen und romanhaftem Leben wie eigentlich ausgeſucht. Da ſollte unſer Salomon Geßner wohnen und das Land zu ſeinem Eigenthum haben, er würde zu ſeinen Werken noch einmal ſo viel hinzuzuschreiben haben und jede Seite des angenehmen Geſtades würde er in Kupfer ſetzen.

In Neuenſtadt lernen die Reiſenden die blühende Uhren-induſtrie kennen. Das Poliren und Vergolden wird von den Weibſperſonen beſorgt. Mit dem Vergolden kann man täglich $1\frac{1}{2}$ Neuthaler verdienen. Schinz fällt es auf, wie viel Perrücken in der Gegend getragen werden.

Einen längeren Halt machte die Geſellſchaft in Neuenburg. Es iſt klar, daß der erſte Ausgang dem Alles beherrſchenden Schloßhügel galt. Auch hier ſcheint die Kirche wenig

Eindruck auf Schinz gemacht zu haben, er nennt sie uralt, mit Bildhauerarbeit verziert. Das ist Alles. Das Schloß ist nicht prächtig, sondern ganz nach alter Bauart. Die Zürcher logirten beim deutschen Pfarrer, einem Landsmann von ihnen, Namens Schultheß, der sie kostbar auf's niedlichste, mit vielem Anstand bewirthete. Die Besoldung des Pfarrers beträgt 600 Fr. In Neuenburg leben viele Edelleute, doch stehen die reichen Kaufleute, Besitzer von Rattendruckereien, nicht in geringerer Achtung; die Häuser sind kostbar von außen und innen, die Lebensweise ist sehr vornehm und schimmernd; das Spiel soll hoch getrieben werden und sehr im Schwange sein. Die Lebensmittel sind, mit Ausnahme des Weines, theuer. Man rühmte Schinz die Freiheit, die man hier in allen Absichten genieße, welches der Grund sei, warum so viele fremde Leute, die anderswo nicht haben bestehen können, sich hieher ziehen. Dagegen wird über die hohen Brodpreise geklagt, das komme daher, weil der Staat das Kornmonopol habe. Das Korn wird meistens aus Burgund und Italien importirt. Der Einfluß des Landesfürsten auf die Regierung sei gering. — — Von Neuenburg aus macht die Gesellschaft einen Abstecher nach Chaux-de-fonds und Yverdon. Die dortigen Berge erinnern Schinz an die Appenzeller, nur sind hier die Anhöhen mit dichten Tannenwäldern bewachsen, die Häuser sind steinern, die Bauart nach eigenen Gusto: Satteldächer mit ausgehweifter Steinhaube, die Fassade breit, aus zwei Stockwerken bestehend. Nicht selten findet man an der Vorderseite 9 große Fenster und an der eigentlichen Langseite nur drei oder vier, einzig die neuesten Häuser haben Schornsteine mit Mauerwerk, während auf den andern Dächern ungeheure Rauchfänge von Brettern angebracht sind, die wie kleine Thürme aussehen. Das Klima ist rauh. Schinz schreibt das den vielen Wäldern zu, welche die Sonnenstrahlen in sich aufschlucken. — Schon damals bildete die Uhrenfabrikation den Haupterwerb. Keine Haus-

haltung, welche bei derselben nicht betheiligt wäre. Auch die Arbeitstheilung war schon in hohem Grade ausgebildet. Die Einen formen und gießen Uhrenkästen, andere fertigen die einzelnen Theile der Uhr, wieder andere setzen sie zusammen, die Vierten geben sich mit dem Schmelzwerk ab oder poliren, graviren, vergolden, firnissen, kurz sie thun Alles, was immer zu dieser Kunst mag gezählt werden, selbst die allerfeinsten Werkzeuge der Mechaniker der größten Städte Europas werden da verfertigt und die gustosesten Uhren, die in Paris und Italien verkauft werden, kommen größtentheils aus dieser Gegend. Daher kommt sehr viel Geld in diese Thäler, die Leute können sich gut kleiden und haben schmuckreiche Wohnungen.

Unsere Gesellschaft macht auf einen Besuch bei dem damals bekannten Künstler Jacques Droz, der gerade ein Uhrwerk verfertigte, welches von selbst eine vollkommen artige Zeichnung herstellte. Ein anderes Uhrwerk sah man, welches alles das niederschrieb, was man ihm vorlegte. Das Gehäuse beider Uhren ist von Holz und stellt nackte Kinder dar. Schinz ist voll Bewunderung für diese Werke, ebenso für die Bescheidenheit des Künstlers.

Durch das Val de Travers geht es Grandson zu; unterwegs in Couvet wohnen die Reisenden einer Predigt bei, wo sie hören, daß beim Gottesdienst nicht nur für den König von Preußen gebetet wird, sondern für das ganze königliche Haus, mit Erzählung der verschiedenen Personen desselben. Zu Motier wird das Haus Rousseau's besucht. Grandson fesselt sie nicht lange, die Kirche ist sehr alt, hat aber nichts Merkwürdiges, außer daß man darin Reliquien von dem alten heidnischen Opferdienste zeigt. Das Städtchen wird von freiburgischen und bernischen Landvögten abwechselnd regiert. Aus dieser Doppelherrschaft und der geheimen Rivalität zwischen Bernern und Freiburgern wußten die Bürger von Grandson Nutzen zu ziehen. Wenn ein bernischer Vogt da ist, erzählten sie Schinz, so gehen die Appellanten

nach Freiburg, und ist ein Freiburger da, so geht es umgekehrt. Man darf aber darauf zählen, daß Bern die freiburgischen und Freiburg die bernischen Urtheile umstößt. Wir Unterthanen gewinnen immer bei diesem Handel. Yverdon gehört allein Bern, es ist eine ansehnliche Stadt, mit einer nach italienischem Geschmack vollkommen kunstmäßigen, kostbaren neuen Kirche, mit einer an Bildhauerarbeiten überaus prächtigen Fassade, welche ohne die Spitalkirche zu Bern wohl eine der schönsten im ganzen Lande sein mag.

Aus Payerne notirt er sich, daß jedem angehenden Bürger eine Suchart Mattland zu freiem Genuß übergeben wird, ein Rest der alten Almendgenössigkeit. Hauptindustrie ist hier der Tabakbau; es gibt drei Fabriken, jede liefert 300 Zentner Tabak im Jahr, ein Pfund in der Fabrik gekauft, kostet 2 Bazen. Den Fremden zeigt man natürlich auch den berühmten unter dem Dach einer Krambude aufgehängten Sattel, welcher der burgundischen Königin, so das Kloster hier gestiftet und Bertha hieß, Reitsattel soll gewesen sein; es ist aber ein altes garstiges Holz, welches man kaum als einen Sattel erkennen kann. Bei Payerne verkaufte man den Esel, den man um 4 $\frac{1}{2}$ Neuthaler gekauft, um weniger als die Hälfte.

Die Besichtigung von Avenches enttäuschte Schinz, er hatte mehr erwartet. Ein Nachspürer und Kenner der Alterthümer, schreibt er, der sich ungleich mehr um die Wahrscheinlichkeiten vergangener Zeiten, ob der, oder ein anderer Feldherr durchgezogen, ob ein Buchstab die Regierung des damaligen Bürgermeisters, oder den Namen eines Kriegsobersten bedeute und um andere derlei Wichtigkeiten mehr bekümmert, als um den ganzen damaligen Zustand des menschlichen Geschlechtes, ein solcher mag hier Materie für Neugier zu sättigen finden, da wir es mit gleichgültigen Augen ansahen. Man könnte Tage lang zubringen, bis man alle verbliebenen Buchstaben ausstudirt und die Figuren erklärt hätte; uns war gar nichts darum zu thun, es regnete,

wir eilten dem Wirthshaus zu und ließen uns Wein und Käse zum Mittagessen wohl schmecken. Man erzählte uns, einige lascive Mosaikfiguren, welche in dem Pavement in der Schloßmatten zu sehen gewesen, hätten vor ein paar Jahren für einen Franzosen ausgehoben und nach Paris transportirt werden sollen, die Arbeiter seien aber ungeschickt mit dem Mosaik umgegangen, hätten sie zerbrochen und der Franzose sei um sein Vergnügen gekommen.

Auf dem Schlachtfeld von Murten betrachten die Reisenden das berühmte Beinhaus. Man kann dem natürlichen Schauer nicht widerstehen, schreibt Schinz, der einen ergreift, wenn man diesen großen Beinhaufen der vielen tausend Menschen betrachtet. Dies Denkmal ist feierlich.

Endlich nähern sie sich der Stadt Bern.

Die Gegend gefällt ihm nicht, um so besser aber die Leute; weil sie das mühsame Nebwerk nicht haben, sehen die Bauern alle viel fetter und hablicher aus, als die unserigen, sie trinken wenig Wein, dagegen viel Milch und essen wohlgeschmalzt und dies gibt ihnen das schöne Aussehen. Von den hageren, abgerunzelten Gesichtern, die in den Weinlanden so gewohnt sind, sieht man keine. Die Bauern tragen kleine, runde Strohhüte, kurze, schwarze, bis über die Kenden gehende Tschöpli, weiße, weite Flotterhosen und weiße Strümpfe.

Nachdem sie an einem Bach etwas Toilette gemacht, zieht die Gesellschaft über Bümpliz auf der gleichsam königlichen mit vielen hundert Ulmen und andern Schattenbäumen besetzten, prächtigen Landstraße weiter und langt beim aller schönsten Sommerabend in Bern an.

Am Thor ziehen sie die Aufmerksamkeit der Wache auf sich. „Die Herren sind nicht alle aus der Stadt?“ fragt höflich der Wachtmeister.

Nicht ein einziger, antwortete ich.

Dann müssen Sie halt machen. Der Wachtmeister rief noch 2 andere Tagdiebe herbei und frug dann weiter: Was Lands, was Hantirung?

Reisende sind wir.

Woher?

Schweizer sind wir!

Woher Schweizer?

Wir kommen von Basel.

Und diese Bursche da?

Sind unsere Diener.

„Von den Fußsohlen bis auf den Scheitel durchblickte mich einer dieser Kerle so verächtlich, daß ich ihn hätte zerreißen mögen. Wir gaben die Namen unserer Gesellschaft an und traten in die Stadt ein.“ Die Zürcher logirten im Falken und es verschaffte ihnen Ansehen, daß sie mit dem Senjal Pestalozzi und Direktor Lavater aus Zürich in freundschaftlicher Weise sich unterhielten.

Am folgenden Tage begannen die Besuche. Herr von Wattenwil, dem sie zuerst ihre Aufwartung machten, war gerade im Begriff, sich auf sein Landgut zu begeben. Er lud sie ein, ihn dort aufzusuchen, worauf sie sich tief verbeugten und sich entfernten.

Darauf ward das Spital besichtigt. „Dasselbe sieht eher einem fürstlichen Palaste gleich, als einer Anstalt gegen menschliches Elend. Der äußere Theil dieses großen und weitläufigen Gebäudes ist den Pfrundnern und Kranken gewidmet, der innere enthält die Oekonomiegebäude und ein Tollhaus, worin wahnsinnige Leute, auch selbst vom vornehmsten Stand, gehalten werden. Der äußern Pracht und den daran verschwendeten königlichen Kostbarkeiten entspricht aber das Innere nicht. Man erwartet eine wimmelnde Menge von Kranken, Verlassenen und unterstützungsbedürftigen Leuten, deren man aber gar wenig sieht. Die Zimmer für die Aufseher und Wärter, für die Versamm-

lung des hohen Spitalpflegers, die darin angebrachte Hauskirche nehmen einen guten Theil des Gebäudes ein. Man muß in Bern das Innere sehen und sich nicht durch das Aeußere blenden lassen, dachte ich dabei.

Das Zuchthaus ist weit volkreicher. Es steht gerade neben dem Spital und dient zur Verwahrung auf mehr oder weniger Monate oder Jahre zur Korrektur an's Schanzenwerk verurtheilter Uebelthäter und liederlicher Personen, die täglich an Karren geschlossen den Abraum der Stadt wegführen und andere geringe Dienste thun müssen".

Herrlich erscheint unserm Autor die öffentliche, fast eine halbe Stunde lange, mit Bäumen und Strauchwerk geschmückte Promenade der Enge.

„Gegen Mittag gingen wir auf's Rathhaus, um den Rath ein- und ausgehen zu sehen. Es ist ein sehr altes Gebäude und macht im Vergleich mit der übrigen Pracht, die in dieser Stadt herrscht, wenig Ansehen. Der große Rathssaal ist nieder, finster, in der Diele gewölbt, grün gekleidet, hat aber dennoch wahre Feierlichkeit und Majestät in sich. Die Rathsherren gehen schwarz in seidenen Mänteln in den Rath und haben anstatt des Hutes steife, hohe, sammetene Mützen, die sie immer vor sich in den Händen oder unter den Armen tragen, sie haben mächtige Staatsperrücken auf, auch die großen Räte tragen schwarze Mäntel und große Perrücken oder fliegende Haare, gehen aber gefarbt gekleidet, welches sehr übel steht. Sie tragen das Barett, ein niedriges seidenes, rundes Hütchen, aber nur auf's Rathhaus".

Vom Zeughaus bemerkt Schinz: „Das, wodurch sich dieses große Arsenal vor allen andern in der Schweiz unterscheidet, ist die Menge ganz neu nach den besten Regeln der Kriegskunst gegossenen kleinen Kanonen, deren etliche Hundert sind, ohne die vielen alten und großen zu rechnen, davon auch eine schöne Zahl ist". Schinz erwähnt ferner die Statue Nägelis, des Groberers

des Pays de Vaud und die „große Meß“, eine ungeheure eiserne Kanone von 1413, welche in sehr vielen Schlachten den Ausschlag gegeben haben und daher sehr gefürchtet gewesen sein soll.

Darauf besuchen sie das Inselspital, welches gleich dem andern Spital ein fürstlich prächtiges Gebäude ist, an dem Platz des vormaligen Dominikaner-Frauenklosters und aller Art Kranke, Verbürgerte, zur Pflege und Heilung aufzunehmen dient. „Die Patienten haben große, herrliche Zimmer, die Bettkasten sind nach französischer Art mit Vorhängen, die Pflegerstube ist ein prächtiges Gemach. Der Kranken aber sind wenige, und man sieht überall wenig Leute im Haus.“ Während er von all diesen Anstalten verhältnißmäßig weitläufig spricht, geht Schinz auch hier wieder über das Münster schnell weg: „Die Münsterkirche steht fast mitten in der Stadt an einer heitern Gasse, von welcher sie auf der einen Seite eingeschlossen wird.“

„Ueber den Kirchhof gingen wir in die Matten hinunter, welches eine von der Aare ganz umflossene, hinter der Stadt, unter dem Kirchhof gelegene Gegend ist, welche der meistens geringen und liederlichen Leute halber, die dort wohnen, nicht viel besser als ein Bordell berüchtigt ist. Doch ist es eine anmuthige Insel, es wohnen auch viel rechtchaffene Handwerksleute und Tagelöhner da“.

Am 9. Juli statten sie Herrn Helfer Kengger einen Besuch ab. Man spricht über den in Bern und Zürich herrschenden Militärgeist und die häufigen neuen Verordnungen und schließlich vom neuen Zürcher Bibelregister. „Alsdann gingen wir zu dem jungen Herrn von Haller, der uns mit möglichster Höflichkeit und Herzlichkeit empfing. Seine Gemahlin, eine geb. Schultheß von Zürich, that ebenfalls nach Zürcher Manier mit uns, wir legten die Scheu ab und ließen uns in ein Gespräch ein, was anderes als vom Zürcher neuen Bibelregister. Herr Haller nahm mit ganz außerordentlichem Eifer und Hitze die Partei der

Bernischen Orthodoxen, doch gestund er, die Sache sei nicht seine Force. Ich vertheidigte meine Mitbürger. Er greift sie auf der empfindlichsten Seite an. Ich versocht die Sätze des Registers. Er wandte dawider ein, zog Folgerungen daraus und hatte doch keine gelesen. Er wisse es wohl, sagte er endlich, daß die Zürcher gelehrter, fleißiger und tiefer in der neuesten Wissenschaft bewandert seien; daß die dortigen Geistlichen mehr arbeiten als die Bernischen und das gebe ihnen ja jedermann zu. Allein es sei die Frage, welches besser sei, ob mittelmäßig oder gar zu spitzfindig und zu allen Neuerungen geneigt; man sehe die unglücklichen Folgen davon offenbar. Die Sekten, der Arianismus, der Socinianismus steche aller Orten hervor. Mit den ewig vielen Büchern und Erklärungen in Religionsfachen werde der gemeine Mann verwirrt, und weil er nicht mehr wisse, was er glauben solle, verfalle er auf Unglauben. Er setzte noch vielerlei dergleichen und Unphilosophisches hinzu; das Blut wallte mir zu sehr. Er empfand dabei weniger als ich, wir fanden gut, diese Materie fallen zu lassen. Wir machten Vergleichen über die Sitten und Denkensart der Zürcher und Berner und fanden einmüthig, daß diese zwei Nationen sich durchaus nicht für und zu einander schicken, daß die Einen zu bürgerlich, die Andern zu staatlich erzogen werden. Frau Gemahlin fand es auch so. Es schlug 10 Uhr und wir machten höflichen Abschied“.

Nach der Besteigung des Münsterthurmes besuchte man die Bibliothek. Nach der Macht und Pracht des landsfürstlichen Berns verglichen mit dem bürgerlichen, kaufmännischen Zürich war meine Erwartung von der Bibliothek größer, als ich sie gefunden, schreibt Schinz, doch gesteht er, daß dies nur ein oberflächliches Urtheil sei und daß man, um eine Bibliothek recht kennen zu lernen, Monate brauche. Einen ganzen Schrank Bücher zeigt man ihm, den ein unbekannter Engländer der Bibliothek geschenkt und zwar der gleiche, der in ähnlicher Weise auch die

Bibliothek Zürich beschenkt habe. Wie uns Herr Dr. Hermann Escher mittheilt, empfing 1762 die Zürcher Stadtbibliothek aus Viel von unbekannt sein wollender Hand eine Sammlung von 84 Bänden, alle zierlich gebunden, alles Schriften über die Geschichte des Jesuitenordens. Später folgten noch 20 Louisd'ors, um die Sammlung zu kompletiren. Der Donator war, wie man später erfuhr, ein Engländer, Namens Hollis. Es ist derselbe, von dem Schinz in seiner Schweizerreise spricht. In der Bibliothek sind die Bilder der Schultheißen und einiger ausländischer Fürsten aufgehängt, z. B. das des Königs von Preußen, von Ventulus dorthin gebracht. Die Naturaliensammlung ist sehr mangelhaft und in keiner Ordnung. Einige ganze außerordentlich große Kristallzinken sind wohl das Bornehmste darunter.

Von Bekannten werden die Zürcher darauf in das Hôtel de Musique geführt, „dessen größter Theil ein Opernhaus ausmacht, so prächtig und kostbar, mit Bogen und vielen Verzierungen, daß ein großer Hof sich dessen nicht zu schämen hätte. Ein anderes Stockwerk enthält einige reiche, fürstlich ausgeschmückte Zimmer mit seidenen Tapeten, großen Hängleuchtern und dergleichen, wovon die Absicht ist, etwa in Bern sich aufhaltenden großen fremden Herren hier Konzerte oder Gesellschaft oder Spiel geben zu können. Die Theilnehmer des Institutes kommen sonst wöchentlich in geschlossener Gesellschaft hier zusammen. Mein Gott, dachte ich, da man mir diese Kostbarkeiten und eiteln Prachtsäußerungen zeigte und anpries: Wie himmelweit ist unser demüthiges, kleinstädtisches Vaterland von diesem erhabenen, glänzenden Freistaat verschieden! Bei uns schießt man Fonds zusammen zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Mitmenschen, zu Verbesserungshäusern, zur Belohnung des Fleißes im Feldbau und hier zum Zeitvertreib der Weichlinge, zum Aufenhalt der Schauspieler, zu Spiel- und Verschwendungshäusern — und diese sind die Orthodoxen und jene die gottlosen Irrlehrer.

Aus diesem Brachthause gingen wir in's Waisenhaus, einer annoch in ihren ersten, schwachen Anfängen sich befindenden Anstalt. Ich schäme mich dessen für Bern. Etwa 1¹/₂ Duzend Knaben werden hier unterhalten und in den Wissenschaften und schönen Künsten unterrichtet und in einem anderen Flügel soviel Mädchen. Es sind Jünglinge aus den allerbesten verfallenen Bürgerfamilien aus adeligen Geschlechtern hier. Wer hier nur in Pension ist und das Kostgeld annoch zu zahlen vermag, muß jährlich 140 fl. einlegen, gibt aber von den Verwandten niemand nichts an den Unterhalt, so ist die Zunft solches zu thun schuldig."

Eine nach dem Muster der Zürcher ästhetischen Gesellschaft in Bern gegründete hat nach den Aussagen ihrer Mitglieder von den geistlichen Oberen eher Widerstand als „aufhelfung“ gefunden.

Von Herrn Haller werden sie in das Rathhaus des äußern Standes geleitet, welches ungleich prächtiger ist als das wahre und echte Rathhaus. „In dem großen Rathssaal ist ein majestätischer kostbarer Thron für den Schultheiß und mit Sammet beschlagene Bänke für die Rathsmitglieder. Fast gibt uns Nachricht von der Absicht und lächerlichen Einrichtung dieses eingebildeten Staates. Es ist eine Nachahmung derjenigen der Landesregierung, die ihresgleichen in der Welt nicht hat. Der Rath hat seine Aemter, seine Versammlungen und es werden ideale Geschäfte, Staats- und Streithandel mit allem Ernste und Anstand daselbst vorgetragen, mit Eifer und Hitze verfochten und beurtheilt. Die Ehrenstellen, so nichtig sie an sich selbst sind, kosten doch sehr viel Geld. Das Schultheißenamt kostet allein bei 8000 fl. um es zu erhalten. Freilich hat dann der Schultheiß gewisse Anwartschaft auf das Baretli. Jährlich haben sie einen Umzug, Affenumzug genannt, weil sie einen Aff auf rückgehendem Krebs im Wagen führen. Dabei gehen Männer in den Landesfarben aller 13 Kantone nach alter Schweizertracht

gekleidet mit der Ständen Wappen-Fändli. Diese kostbar gemachten Kleider werden auf diesem Rathhause aufbewahrt".

Sonntag, den 11. Juli wohnen die Reisenden in der ehemaligen Dominikanerkirche dem Gottesdienst bei: „Wir hörten zuerst eine im Bernerbiet bei dem Gottesdienst überall gewohnte Orgelmusik. Ein Herr Langhans predigte über die Pflicht der Menschen, sein Fleisch zu kreuzigen. Die Kirche war zur Hälfte leer, die Predigt war in Bezug auf Inhalt und Stil sehr mittelmäßig. Die Gesellschaft beschaute sich darauf die Stätte, wo die unvereschämten Mönche den bekannten Betrug mit Jeher gespielt". Von hier gehen sie in die Spitalkirche, „sie ist seit wenigen Jahren von Grund auf neu erbaut, die Fagade mit vortrefflicher Bildhauerarbeit und Säulwerk nach dem besten Geschmack geziert und das Gebäude überall nach einer Baukunst gebauen, daß es seinesgleichen in der reformirten Schweiz nirgends hat und unter die schönsten Gebäude gezählt werden kann. Das Inwendige schien mir für einen Hörsaal zu steif, zu arkadisch, zu viel Pfeiler, die Hallen zu enge aneinander, zu steinern, zu frostig". Darauf kommt Schinz noch einmal auf das Münster zu reden. „Das Münster dagegen ist ein ganz altmödisches weitläufiges Gebäude, dem man die Einrichtung zum Altardienst noch überall ansieht. Wir hörten eine Predigt vom jüngsten Gericht über die Epistel Judae von Hrn. Pfarrer Wytenbach, worin gutes Zeug mit einer freien und bei uns ungewohnten Lebhaftigkeit vorgetragen wurde. Die Kirche war überall mit Zuhörern angefüllt, die gnädigen Herren erschienen zahlreich, man schien sehr aufmerksam und andächtig zu sein. Die Prediger haben im Hersagen der Gebete einen ebenso unschicklichen, schläfrigen, unehrbietigen Ton als immer die unserigen. Man sammelt keine öffentlichen Almosen. Die Musik scheint mehr zum Hören als zum Mitsingen eingeführt zu sein. Man achtet es darum auch nicht sonderlich. Gemeine Leute kommen und gehen während derselben. Nach der

Predigt gehen die Mägde alle weg. Man sitzt ohne dem Stand nach überall untereinander zerstreut, doch sitzen von den gnädigen Herren mehrere beisammen. Die Kirchenkleidung ist scheelich und unanständig. Die Herren des Rathes gehen so wie überall in Gesellschaft und wenn sie ausgehen, also auch in die Kirche. Herr von Erlach erschien mit allen seinen Orden und Sternen. Die Offiziere tragen zu ihrer Uniform die Mäntel, welches übel steht. Die Habitants und das übrige Volk geht ohne Mantel. Die Weiber haben keine Kirchentracht, sie gehen in offenen vielfarbigen Volants und hoch frisirten Haaren, doch Flöre vor dem Gesicht, eine jede nach ihrem Stand und Vermögen. Die Geistlichen haben auf der Kanzel eine Kleidung, die derjenigen unserer Pfarrer ähnlich sieht".

Am 12. Juli brach die Gesellschaft von Bern auf, um sich nach Freiburg zu begeben. Ehe jedoch Schinz seine weiteren Erlebnisse erzählt, faßt er die Eindrücke, die er von Bern erhalten hat, in folgendes Gesamtbild zusammen:

„Die Lage von Bern ist etwas wild, so wie die Gegend um selbige hat. Die Stadt ist nicht so groß in ihrem Umfang und hat der Größe halber wohl nur den 4. Rang unter den Städten der Schweiz. An Pracht und Größe übertrifft sie nicht nur alle andern weit, sondern gleicht überall der Residenz eines großen Landsfürsten, welches sie aber in der That auch ist. Die Häuser und sonderlich in der Hauptstraße sind alle von gehauenen Stein und weil viele eine gleiche Fassade haben, so scheinen sie große Paläste zu sein. Damit die Stadt immer ein mehreres Ansehen bekomme, zählt der Staat Leuten, die es nicht vermögen, die steinerne Vorderseite und die Stiegen. Man kann unter den Arkaden der Häuser durch die ganze Stadt der Länge nach gehen. In den Hauptstraßen gehen nur die Pferde. Dies hat zwar die Kommodität, daß man unberegnet ohne Schirm immer fortkommen kann, außer wo es quer über die Straße geht, aber

auch die Unbequemlichkeit, theils weil die Arkaden ziemlich schmal und eng, man wegen Menge des darunter immer hin und her laufenden Volkes oft zu Gegenstoß kommt und einander auszuweichen suchen muß, theils, daß man nie durch's Fenster nach seiner Hausthüre sehen kann und wenn gepocht oder geläutet wird man herunter schicken muß, zu sehen, wer es sei. Der Schlupfwinkel zu verschweigen, welchen die Dunkelheit der Nacht zur Ausübung der Werke der Finsterniß zu statten kommt. Fast jedes Haus hat den Eingang zum Keller auf der offenen Straße, was sehr müßig steht."

Schinz erwähnt darauf das Kornhaus als eines der schönsten Gebäude, theilt mit, daß die Stadtwache 300 Mann zählt und fährt dann fort:

„Die Polizei scheint vortrefflich zu sein. Gassenbettler sieht man im ganzen Land keine, geschweige in der Hauptstadt. Auf den öffentlichen Plätzen sind bestellte Leute, welche hin und wieder patrouilliren und neben der Wache für die Sicherheit und Ruhe dieser Plätze, die Pflicht haben, den Fremden die Häuser zu weisen. Die besten Wirthshäuser sind nicht so gut, als das Schwert in Zürich. Fabrizirte Waaren sind außerordentlich theuer, hingegen sind die Krämer gewohnt auf Kredit zu geben und bei großen Herren nachmals unterthänigst um die Zahlung zu sollicitiren.

Die Leute sind insgemein großleibig, fett. Unter den Männern gibt es riesenmäßige, sie tragen sich im Gehen sehr gerade und hoch. Die Weiber sind ebenfalls sehr vollleibig. Die Töchter haben einen starken Wuchs und eine volle Brust, welches national ist bei den Bernern.

Die Lebensart ist höfisch, vornehm, staatlich, weich, wolüstig, das sieht man ihnen an. Die bürgerliche Haushaltungsart ist hier verdrängt. Geschäfte, die unsere Hausmütter für ehrenhaft halten und gerne thun, aber freilich ihren großen Nachtheil

haben, überläßt man der Haus-Hofmeisterin. Wäsche haltet man im Haus keine, Plätteten noch weniger. Ankersieden und was bei unseren Haushaltungen Jahresfeste sind, denen alle anderen Geschäfte weichen müssen, sind unbekannt. Es sind in den Häusern ungleich mehr Stuben, als in den unsern und alle werden mit Holz geheizt, Turben hat man keine.

Die Auferziehung der Kinder wird den Dienstboten, wenn es wohl geht, einem Hauspræceptor überlassen. Man kleidet sie bis in's 12. Jahr sehr schlecht, selbst die Leute vom ersten Range. Die Kinderspiele der Knaben auf den Gassen sind noch gewohnt; das ist besser als daß sie zusammensitzen zu dem Kartenspiel, wie die unserigen, denen die Gassenspiele zu gemein sind.

Die meisten Bürger leben vom Staat und von den unzähligen großen und kleinen Bedingungen, die davon abhängen. Die Handelschaft wird den Habitanten, den Fremden und den Municipalorden überlassen. Ein Kaufmann ist verachtet. Es gibt keine bürgerliche Zusammenkunft. Vornehme vermischen sich nicht in Gesellschaft mit den Gemeinen. Die Geistlichen sind mit den Weltlichen nicht so verwebt, sie stehen in weniger Achtung und haben kein Ansehen, verdienen es aber auch nicht, denn sie sind träge, wollüstig und nur handwerksmäßig, nicht aus Wissenschaftsliebe gelehrt. Das Publikum ist überhaupt noch unerleuchtet, die Politik ausgenommen, welche hier am besten verstanden wird. Man darf aber nicht frei reden. Die Freiheit im Denken hat so gar große Feinde. Es ist sehr schwer in gute Gesellschaft zu kommen. Der Fremde muß in Bern die Avancen machen, nicht der Berner den Fremden. Sie sind gewohnt mit Fürsten umzugehen und arme Fußgänger sind nicht beliebt. Weg, denn ihr, gemeine, bürgerliche, ehrliche Zürcher. Laßt uns gehen, meine Freunde. Wir können die Berner Lebensart nicht verstehen und sie die unserige nicht."

Von Bern aus marschirt die Gesellschaft gen Freiburg. Unterwegs essen sie zu Mittag Milch, Brod und geschwellte Erdäpfel. Ein Graubart erzählt ihnen von der Schlacht bei Bilmergen, an der auch er theilgenommen, doch habe er Niemanden erschossen. Bei Laupen besuchen sie das Schlachtfeld, obwohl Schinz sagt, daß man eigentlich nicht wisse, wo die Schlacht geschlagen worden. Jenseits der Sense beginnt das Freiburger Gebiet. Das Land ist sehr fruchtbar, reich an Hanf und Obst, es wird hauptsächlich Schaf- und Schweinezucht getrieben.

Am Abend des 12. Juli kommen sie in Freiburg an. Tags darauf besuchen sie das Jesuitenkloster; es ist weitaus der lustigste Theil der Stadt. „In dem Kloster selbst empfing uns der Pater Rektor, Herr von Castelar, mit einer ausnehmenden Beutseligkeit und offerirte uns seine Dienste; er rufte den P. Bibliothekar, und ließ uns durch denselben die Bücherei weisen, welche aber weder gar reich noch rare Schriften enthaltet; doch befand sich u. a. die Disputationsschrift vom Jahre 1526 in derselben“. Es gibt Leute, sagt Schinz, welche in ihrem Thun und Lassen so etwas Herzliches und Angenehmes haben, daß sie einem gleich beim ersten Anschein zu ihrem Vortheil für sich einnehmen können. So ging es mir hier mit dem P. Bignat, einem Jesuiten aus Wallis, den wir in der Bibliothek antrafen, und dessen Herz voll Freundschaft und Menschenliebe ist. Man zeigte uns das Hinterste und Vorderste des Klosters. Bignat begleitete uns bis an die Pforte, und entließ mich mit einem warmen Kuß. Vielleicht sah er das Schicksal seines Ordens voraus, und wollte mich mitleidig gegen ihn machen. (Schinz schreibt das im September 1773, als der Jesuitenorden von Clemens XIV. aufgehoben worden war).

Die Zürcher begeben sich sodann auf's Rathhaus, um den Rath ein- und ausgehen zu sehen; derselbe hat aber nichts Ehrwürdiges, alte und junge Rathsmitglieder gehen durcheinander,

nicht mit mehrerm Anstand, als eine Schaar Studenten. Es gehen nicht einmal alle schwarz; wer Offizier ist, trägt die Uniform, die Mehrzahl trägt Ordenszeichen; Viele, selbst jüngere tragen zu dem Mantel den Stock bei sich; die Einen tragen Perrücken, Andere Zöpfe, Andere Haarbeutel, und überhaupt war wenig Anstand dabei. Gegenstand der heutigen großen Rathsverhandlung war, wie man uns sagte, ein Komödienhaus zu bauen.

Rathhaus und Zeughaus bieten nichts Merkwürdiges. Beim Münster interessirt Schinz nichts als die Aussicht von dem Thurm und eine Inschrift, die sie nach Fäsi's „Beschreibung der helvetischen Eidnoßschaft“ zu entziffern suchen. Die Lage der Stadt wird „sonderbar, schrecklich und wild“ genannt; die Stadt selbst erscheint ihm groß, innerhalb der Ringmauern finden sich viele Gärten und Mauern; nicht wenige Wohnhäuser sind in die Felsen gehauen. Schinz rühmt die freiburgische Polizei, und nennt das Landvolk liebreich. Im untern Theil der Stadt werde deutsch gesprochen, in dem obern und bei den Vornehmen französisch. Engelschöne Frauenzimmer gebe es, und zwar in Menge. Die Wissenschaften sind nicht in Flor, und die neuere Literatur ist fast unbekannt. Die Bewohner zerfallen in drei Klassen: erstens Edelleute, Patrizier, dann die Kaufleute und Krämer, drittens die Handwerker. Die Erstern nehmen Kriegsdienste, an keinem Orte gibt es mehr Offiziere als hier; die Kaufleute sind meist Fremde, nirgends genießt der Fremde so viel Freiheit als in dieser Stadt. Das Kutschenfahren ist wegen der Unebenheit des Terrains nicht bräuchlich. Von den Bewohnern schreibt Schinz, daß sie eifrige Katholiken seien; wohlhabend sind die Bauern, gelind die Regierung und daher beliebt.

Auf der Weiterfahrt gelangen unsere Reisenden in das Kloster Altenryf (Hauterive), wo man ihnen sauren Wein vorsetzt und sie in einen schlechten Winkel neben der Kirche placirt. Dann erscheinen die Patres neugierig, zu wissen, wer die Reisen-

den seien. Als sie sehen, daß dieselben der besseren Gesellschaft angehören, bringen sie auch bessern Wein und zeigen ihnen das Kloster. Der Form wegen fragt Schinz nach der Beche, aber die Herren faßten es nicht so auf; sie freideten den Zürichern den sauern und den süßen Wein an, und zwar zu kolossalem Preis Das Kloster ist prächtig, neu und regelmäßig gebauen, liegt aber tief im Saanethal".

Unsere Reisenden ziehen nun weiter, und nehmen in der Saane ein erfrischendes Bad. Die Landschaft bei Aarwyl stellt das schönste Amphitheater von fruchtbaren Hügeln vor; die Aussicht und die Gegend selbst ist über alle Maßen reizend, und wäre, wenn sie mehr Weinwachs hätte, eine der aller schönsten Gegenden des Schweizerlandes. Ueber Bulle gelangen sie nach Grenerz, welches durch seinen Käse berühmt ist, sie erhalten aber ganz schlechten, magern. Das dortige Schloß ist schön und groß, die Aussicht von oben wild, aber angenehm. Wiederum spricht Schinz von engelschönen Mädchen und rühmt deren reizende Augen.

Im Waadtlande fallen ihnen vor Allem die Weinberge und Kastanienwäldchen auf, und das wärmere Klima. In der Nähe von Vevey bekommen sie zum erstenmal den Genfersee zu sehen: „die einsmalige Aussicht auf den großen See, und die jenseitig stehenden, hohen, savoyischen, wilden Gebirge ist ganz entzückend". In Vevey wird übernachtet. Am Ufer des Sees genießt man die allerreizendste Aussicht, diesseits und jenseits des Sees. Die Stadt ist größte in Pays de Vaud nach Lausanne; die Lage ist unvergleichlich; ringsumher sieht man nichts als Weinberge, die sich in einem Amphitheater hinter der Stadt hoch erheben. Das schönste Haus ist das, in welchem der Bernische Landvogt residirt; die Lebensart nennt Schinz splendid und vornehm.

Vevey verlassend kommt die Gesellschaft bei Chillon vorbei. Dasselbe ist ein am See auf Felsen stehendes festungsmäßiges

Schloß, zwischen welchem und den hohen Gebirgen nur eine einzige Straße durchgehen mag, so daß dieser Paß vom Schlosse überall gesperrt werden könnte.

In Billeneuve, einem schlechten und bürgerlichen Städtchen, in Aigle und Ver hielt man sich nicht lange auf; man marschirt am gleichen Tage nach St. Maurice, wo man übernachtet; das Gasthaus ist aber überaus unreinlich. St. Maurice selbst hat wegen der hohen und steilen Felsen eine traurige Lage. Ohne sich lange aufzuhalten, setzt man am folgenden Tage den Marsch, das Rhonethal hinauf, fort. Die Pissevache nennt Schinz ein herrliches und erhabenes Schauspiel der Natur, das man nicht ohne Bewunderung ansehen könne. „Man hat nicht nöthig, hinzugehen, man sieht den Wasserfall am schönsten, und in malerischer Entfernung von der Landstraße aus“.

Von Sitten ist Schinz nicht entzückt. „Es wandelt mich ein Grausen an, wenn ich an diese Stadt denke, so garstig und abscheulich ist sie. Die Kathedrale ist klein, alt und armjelig. Die Geistlichen scheinen ein schlechtes Paß zu sein. Die Unwissenheit und Bigotterie ist hier überall zu Hause. Von hundert Personen, die man sieht, sind immer siebzig kränzig. Die Straßen sind kothigt und werden selten gefehrt, die Zimmer und Stiegen werden niemals abgewaschen. Es gibt wenig schöne Leute. So schlecht und ekelhaft das Nachteffen in unserm großen Wirthshause auch immer war, so war es doch ein bloßes Vorspiel von der Tragödie, die mit dem Nachtlager erfolgen sollte. Man führte uns zu diesem Ende in recht große und ansehnliche, aber finstere Zimmer. Wir hatten genau befohlen, reine Leintücher zu spreiten; es geschah auch, obwohl die, so man aus den Kästen frisch heraus nahm, beinahe waren, wie bei uns diejenigen, so man in die Wasch thut. Man rechnete mit der Wirthin in der Nacht noch ab, um des Morgens desto früher und unaufgehalten aus diesem Nest wegkommen zu können. Sie rechnete für die

Betten drei Bazen. Wol, dachte ich, das mögen mir saubere Betten sein, deren man fünf für drei Bazen zu beschlafen gibt. Man fing an sich auszukleiden, und entdeckte die Betten, und da fand man alle voll von Ungeziefer, voll der anmuthigsten Insekten; Wanzen waren darin ohne Zahl, daneben allerlei andere kleine Thierchen, ein jedes nach seiner Art, Männchen und Weibchen. Da ging es allgemein an ein Fluchen. Man wußte nicht, was machen. Es war schon spät, sauberes Stroh hätte man nicht bekommen, außer dem Haus gehen wäre auch nicht rathsam gewesen. Die in dem einen Zimmer wagten es indessen doch, und legten sich in die Betten. Wir in unserm Zimmer hielten lange Rath, endlich rückten wir zwei Tische zusammen und lagen darauf, die Knechte unter dem Tisch auf den bloßen Boden, der so garstig aussah, als eine Speicheltrücke. Morgens um 3 Uhr gingen wir weiter; es war die unerträglichste Nacht, die ich in meinem Leben gehabt. Die einen, die in den Betten geschlafen, mit geschwellenen Händen und Beinen, aufs erbärmlichste von den Wanzen und Schnaken geplagt, wir ebenso müde, als wir gestern waren."

Von Sitten an beginnt das Oberwallis. Wie von den Städten, so gibt Schinz jeweilen auch von den Landschaften, die er hat kennen lernen, zusammenhängende Schilderungen. Einige wenige Punkte aus seiner Charakterisirung des Wallis seien hier ebenfalls herausgehoben. Das untere Wallis nennt er das wärmste Land der Schweiz, ausgenommen die ennetbirgischen Vogteien und das Beltlin. Der Wein ist hitzig und stark, da die Reben in Schiefergrund auf Felsen wachsen. Die Rhone richtet durch Ueberschwemmungen nicht selten entsetzliche Verwüstungen an. Quellen gibt es der Lage des Landes entsprechend viele, aber die Leute sind zu nachlässig, dieselben in Leitungen zu fassen und durch die Dörfer zu führen, sie bedienen sich lieber des trüben Flußwassers, welchem Umstände man es zuschreibt, daß die Einwohner insgemein Kröpfe

haben, „welche so gewohnt sind, daß man sie im geringsten nicht mehr achtet“. Die Unreinlichkeit hängt allen Bewohnern des Landes an. Von den besser situirten Leuten suchen die meisten Kriegsdienst. Die Unwissenheit im Lande ist groß, Wissenschaften, Künste und Literatur sind gänzlich fremd. Der Religionseifer und die Frömmigkeit ist blind, in den Regierungssachen sind sie frei, fast popularisch, doch kommt das Land nie in Landsgemeinden, sondern durch Gemeindegemeinschaften zusammen.

Das Mittagessen wird in Siders genommen. Da man jedoch fest entschlossen ist, am gleichen Tage noch bis nach Leuf zu kommen, rastet man nicht lange. Von Varen an geht es stark bergan. „Da kam uns ein Jüngling nach, der uns, da er ganz ausgezogen, und daneben noch in leichter Kleidung ging, da wir unter unsern vielen Kleidern schmacheten, auslachte und uns fragte, warum wir nicht bei Hause geblieben seien. Er schien, so freudig er war, doch arm zu sein. ‚Da trage‘, sagte daher einer der Freunde, indem er abladen wollte. ‚Ich mag nicht‘, war die einzige Antwort. ‚Du darfst Dich nicht fürchten. Du mußt Deinen Lohn dafür haben‘, worauf der junge Bauer: ‚was hab ich von Deinem Geld, ich will ganz leer gehen und sehen wie Du es kannst““. Erst als Schinz ihm freundliche Worte gab, half er tragen, und nahm dafür dann keine Bezahlung an. Schinz benutzte dieses kleine Ereigniß, um seine jungen Freunde daran zu erinnern, daß für Geld doch nicht Alles zu haben und die Freiheit dem Reichthum vorzuziehen sei.

Abends spät am 20. Juli kam man in Leuf an, wo unsere Zürcher einige Bekannte treffen und deshalb zwei Tage verweilen. Ausführlich beschreibt Schinz das berühmte Bad, er notirt, daß Alles gemeinschaftlich bade: Weib und Mann, Kapuziner und Nonne, alle in Badhemden. Die Gegend nennt er fürchterlich und seltsam.

Auf steil hinanführendem Saumpfad geht es am 23. Juli zur Gemmi hinauf, doch so steil der Weg war, das Steigen

ging der Gesellschaft leicht von Statten. Die Zürcherischen Badegäste in Leuf hatten unsere jungen Reisenden die zwei Tage über frei gehalten. Von dem Dorfe weg, schreibt Schinz, ist es eine starke Viertelstunde, bis man unmittelbar am Fuße des Berges steht. Der 1736 gemachte neue Weg geht schlangenweis und eckigt bald durch abgerissene Fels- und Schieferstücke, bald durch lebendige Felsen durchgearbeitet, und mit Pulver gesprengt, bald unter der Felswand durch, die ganze Strecken weit überhangt, meistens steil und neben scheußlichen Abgründen vorbei. Eine der ungeheuren Felsklüfte, die man zur Seite hat, heißt der Frauenrachen.

Es ist an den meisten Orten ein lockerer Schieferfelsen, welcher bei Aufthauung im Frühjahr und auch bei anhaltendem Regenwetter losreißt und nicht selten die Straße mit Schutt bedeckt. Zu Fuß hat man 2 $\frac{1}{2}$ Stunden unausgesetzt zu steigen, bis man auf die Ebene heraufkommt, wo es zur Daube heißt. Man kann auch ohne Gefahr auf Maulthierern und des Berges kundigen Pferden hinaufreiten, denn man fährt mit geladenen Maulthierern immer hinauf und hinab. Es gibt auch freche Leute, welche hinunter reiten; es ist aber Gefahr dabei und weit fürchterlicher als aufwärts, weil man den Abgrund immer vor sich sieht. Insgemein lassen sich Frauenzimmer und wer sonst des Fußgehens nicht gewohnt ist, auf Sesseln von Menschen über den Berg auf- und abwärts tragen. Es ist aber sehr theuer und ungleich fürchterlicher und gefährlicher als das Fußgehen, weil oft beim Ummenden in den Ecken der Sessel sozusagen in der freien Luft über dem Abgrund schwebt. Und wer dem Schwindel unterworfen ist, bekommt ihn hier.

Schinz zieht es daher vor, zu Fuß zu gehen, wobei man sich ja zur Seite der Felswand halten könne. „Sonst ist überhaupt der Fels fürchterlich anzusehen, und wenn man unten am Berg oder oben darauf steht, kann man nicht begreifen, wie es möglich

sei, so leicht hinab und hinauf zu steigen, denn man sieht den Weg nie 10 Schritte vor sich. Fäsi hat in seiner Beschreibung einen Federfehler gemacht, Füßli tadelt ihn in seiner Geographie aufs unverschämteste darüber und schreibt es doch nicht viel besser“.

Wenn man die Höhe des Berges erstiegen hat, kommt man zu einer steinernen Hütte, in welcher man sich im Nothfall wider die Unbequemlichkeit des Wetters schützen kann. Die Ebene besteht aus einem fortgehenden, wellenförmig oder kahlen Felsen, in welchem der Daubensee liegt, der wohl eine Viertelstunde breit ist. Nur an den Bergjochen, die zur Seite stehen, ist Weide für Ziegen und Schafe, deren wir eine Herde von mehr als 1000 antrafen. Aus dem Gletscher entspringt die in den Thuner See hinab eilende Rander. Die Gegend ist scheußlich und grauenvoll.

Auf der Paßhöhe muß ein Wegzoll erlegt werden, welchen die Republik Wallis einer Privatgesellschaft überlassen hat. Diese hat den Weg in Stand setzen zu lassen und verpachtet nun den Zoll einem Berner Landmann, der zur Sommerszeit hier eine Wirthschaft betreibt.

Hinabsteigend gelangen die Wanderer aus dem wilden Steinreich in anmuthige Alpen, wo sie „bis zum Eckel“ Milchrahm aßen. Dann entforlte man noch eine Flasche Wein und ward dabei guter Dinge. Man unterhielt sich über den Nutzen der Lektüre, über die gute Moral in Noris's Schriften, die Schinz seinem Freunde mit Aufmerksamkeit zu lesen empfahl. Auch vom Nutzen guter Romane sprach man, von der rechten Art der feinen Menschenliebe von einem gefühlvollen Herzen und der delikaten Gutthätigkeit. Unter solchen erbaulichen Gesprächen verging die Zeit. Trotzdem schreibt Schinz: „Das mühsame mehr als Stunden lange steile hinuntersteigen des Berges ermüdete uns noch weit mehr als das hinaufsteigen“.

Die Kander macht verschiedene lustige Fälle. Die meisten Leute von Stand lassen sich auch hier tragen, indem der Weg auf der Berner Seite eben so gähstozig und gefährlich und noch viel ungehobelter ist als vom Leukerbad her, aber es dauert nicht so lange als dort. „Kleider machen Leute“, sagt man. Wir trafen unterwegs einen wohlgekleideten jungen Herrn an, vor dem wir uns, da er mit schönen Kleidern versehen war, tief bückten und uns fast verwunderten, daß er gleich uns ländlichen Zürchern zu Fuß gehe, da man uns ihn für einen Berner und zwar für einen Junker Mey ausgab. Allein, daß nicht alles Gold sei, was glänzt, erfuhren wir bald genug, da man uns sagte, der vorgebliche Junker sei ein Erzbetrüger, ein Glied der schlimmsten Straßenräuberbande, der den ihm nachlaufenden Häschern entlaufen sei.

Kandersteg ist das erste Dorf im Berngebiet, es besteht etwa aus 50 zerstreuten friedsamem, ländlichen, hölzernen Hütten. Es ist eine Filiale von Frutigen, von wo der Pfarrer alle 14 Tage kommt, um den Gottesdienst zu verrichten. Die Gegend ist unaussprechlich anmuthsvoll, sie besteht aus einem fetten Mattenthal, durch welches die Kander und ein anderer herrlich helllauterer sanfter Bach hinfließt. Auf den Feldern sieht Schinz Kartoffel- und Flachskultur, Obst gibt es dagegen nicht. Ganz im Gegensatz zu den Wallisern sind die Berner unglaublich reinlich; die Bauern sind sehr artig meublirt und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Die Einwohner sind schön, groß, volleibig, stark und haben ein immer freudiges Aussehen und einen naiven, offenen, aufgeräumten Charakter.

Wir kamen bei eben untergehender Sonne an, und so gefühlvoll man bei dem Anblick dieser schönen Natur hätte werden sollen, so unausstehlich gleichgültig waren die meisten meiner Gefährten dabei; sogar, daß sie anstatt die Schönheit und Anmuth dieser Gegend und die sich anbahnenden Gespräche der Leute zu genießen,

niederträchtiger und kindischer Weis auf's Regelspiel geriethen und dabei den schönen Abend verscherzten, während daß ich mit einem aus ihnen in das sich seitwärts öffnende Thal an den Biberg spazierte und den schönen Gletscher betrachtete.

Auf dem Wege hatten wir einige Mädchen, die vom heuen kamen, freundlicher, als gewohnt begrüßt und diese kamen nun mit vielem Anstand und Naiveté während unserm guten und niedlichen Nachteffen in unser Zimmer und sangen uns unaufgefordert ländliche Lieder. Wir vermutheten, es sei ihnen um ein Geldgeschenk zu thun. Sie verschmähten aber, was wir ihnen anboten; brachten uns von dem ihnen eingeschenkten Wein zu und wir ihnen. Dann sangen sie wieder und bald wäre die Anmuth und Lustbarkeit recht herzlich geworden, wenn nicht hie und da Aeußerungen gewesen wären, und die Blicke verrathen hätten, daß es Zeit über Zeit sei, dem Spiel ein Ende zu machen und den alten Adam in die Ruhe zu bringen.

Tags darauf, um 4 Uhr, war die Gesellschaft wieder marschfertig. Bei Frutigen, etwas außerhalb des Dorfes, steht das Schloß, auf welchem der Bernische Landvogt wohnt, altmodisch gebaut. Das Dorf hat eine stattliche lange Gasse, die ansehnlichen Häuser sind alle von aufeinander gelegten hölzernen Balken. Es gibt ungemein schöne Leute hier. Die Männer tragen alle blaue Hosen, die oben sehr weit wie Flotterhosen, gegen das Knie zu aber voll anschließen; auch blaue Strümpfe von selbstgemachter Wolle. Die Weiber haben wie überall im obern Bernbiet, eine kostbare, überall mit schwarzem Sammet garnirte Kleidung. Auf dem Felde wird Korn, Haber, Flachs, Obst und Erdäpfel gebaut. Den Leuten sieht man ihren Wohlstand deutlich an.

Von Gschi aus genießt man eine reizende Aussicht über Unterseen, Spiez, den Brienzer See und Thun. Nachdem die Gesellschaft einen Theil des Weges zu Schiff auf dem Thuner See zurückgelegt, kommt sie nach Unterseen, wo sie übernachtet.

Schinz erwähnt rühmend die Betten, sie seien wie überall in diesem Land vortrefflich.

Durch angenehme Grasgründe weiter wandernd, fallen Schinz die großmächtigen Striegel unter den Dächern der Häuser auf, mit hölzernen Nägeln besteckte Balken, an welchen man die Erbsen, so im Feld nicht vollkommen zeitig werden, aufzuhängen pflegt. Bald traten wir in das Lüttschinenthal, welches mit wilden, schroffichten, himmelhohen Flühen und kahlen Bergen enge umzäunt ist. Am Eingang des Lauterbrunnenthales stehen zu beiden Seiten Felsen von merkwürdigem Bau, sie gleichen nämlich vollkommen einer langen, hohen, alten Stadtmauer oder einer von gebackenen Steinen aufgeführten alten Bastion. Man nennt diesen Felsen die Hunenflühe. Zwischen den engen himmelhohen Alpgebirgen steigt man an den Ufern der wilden Firnwasser bis 1 Stunde bergan, und erblickt dann auf einmal in der Absenkung des Thals in einer grasreichen Berggegend das Pfarrdorf Lauterbrunnen. Ehe man jedoch hinkommt, wird man des berühmten Plätsch- oder Staubbaches ansichtig, der wie ein Milchstrom ganz in weißem Schaumstaub hoch aus einem kahlen Felsen mit gräßlichem Getös herabstürzt. Schinz meint, der Wasserfall verdiene seinen Namen mit Recht, „indem er so hoch unaufgehalten in die Luft herabstürzt, daß er gänzlich in Staub zerstiebt und in dieser Absicht allen andern in der Schweiz vorzuziehen, auch deßwegen von Fremden am häufigsten besucht ist.“ Er erwähnt dann noch der Petrefakten, die man am Fuße des Staubbaches finde, und macht aufmerksam, daß der Wind die Richtung des Falls verändere. Dann fährt er fort: In der Gegend sieht man noch einige andere Fälle und hinten im Thal stehen ungeheuer schreckliche Eis- und Schneegebirge, die einen gräßlichen Anblick machen.

Als die Zürcher nach Lauterbrunnen kamen, wurde daselbst gerade die Erinnerungsfeier des Sieges von Wilmergen begangen. Sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft begaben sich

daher in die Kirche, um die Predigt mitanzuhören. Schon im Gebet wurde des vor 61 Jahren erfochtenen Sieges über die Katholischen gedacht. Darauf predigte Pfarrer Jahn, ein 70-jähriger, anmuthiger, sanfter Mann über Psalm 20, 8 und 9: „Jene verlassen sich auf Wagen, diese auf Pferde. Wir aber gedenken an den Namen des Herrn unseres Gottes. Sie sind niedergestürzt und gefallen, wir aber stehen aufrecht.“ Zur Musik gebrauchte man hier lange Trompeten. Die Mädchen, die am besten singen konnten, traten für die übrigen herfür. Auch in Lauterbrunnen fällt Schinz die Großleibigkeit der Bewohner, der starke Wuchs der Frauen und die Keulichkeit auf. In der Gegend esse man viel Kartoffeln und trinke sehr viel Kirschwasser. Den Winter über verdienen die Leute etwas Geld durch Flachsspinnen. Der Gebrauch des Kaffee ist überall sehr stark im Brauch, zum Kaffee wird Milchrahm genommen. Die Sprache ist eigenthümlich und unverständlich.

Bei anbrechender Nacht kommt die Gesellschaft nach Grindelwald, „da eben das ganze Haus enge voll Volks gestopft war, welches das heutige Siegesfest in Sauss und Braus mit Tanzen und Springen feyerlich beging. Weil der Wirth die geldeinbringenden Fremden, die oft um die Gletscher zu sehen, hinkommen, gewohnt ist, machte man uns augenblicklich Platz, gab uns ein eigenes Zimmer und tischte eine höchst erquickliche Nachtmahlzeit auf, nach welcher wir sämmtlich uns unter das Volk hindrängten, welches uns höflich aufnahm und die frischesten Mädchen zum Tanz anbot. Die meisten aus uns nahmen es begierigst an und tanzten sich schier die Füße ab. Ja zweien gingen noch weiter. Sie wurden mit den Mädchen vertraulicher und es war an dem, daß gewisse natürliche Anzüglichkeiten die allerreinste Unschuld und strenge Keuschheit verdrängen und zu seltsamen Gelüsten Anlaß geben wollten — da fand man rathsam und wohlgethan, dem allem mit Anwünschung einer guten Ruhe ein Ende zu machen.

Morgens brach man frühzeitig auf, um die Gletscher zu besichtigen. „Es sind derselben vornehmlich zwei. Der eine liegt gerade dem Wirthshaus gegenüber, am Ausgang eines langen Eisthals am Fuße des Eigers oder vielmehr zwischen dem Eiger und Metenberg, und wann man Beschreibungen von dem Grindelwaldgletscher oder Zeichnungen hat, so ist allemal dieser gemeint und gehet bis völlig auf die Ebene herab. . . . Der andere hingegen liegt zu hinterst im Thal und heißt Metenberg.“ Nun folgt die Beschreibung des Gletschers: „In seiner Oberfläche hat er unzählige Spalte, in denen das Eis ganz himmelblau aussieht, vielfaltig schattirt ist und ein majestätisches Aussehen macht. Der Umfang dieser Eisfläche ist wohl tausend Schritte. Der auf derselben stehende Gletscher siehet ganz schneeweiß aus, weil er wirklich überschneit ist. Er bestehet aus Pyramiden- und Thurm ähnlichen Spitzen und Erhöhungen, deren Spalte und Vertiefungen grau und blaulicht schattirt sind. Man sieht deutlich, daß diese Unebenheiten einzig von dem geschmolzenen, darüber her rinnenden Wasser herkommen. Fast zu oberst, wo er an die Fläche des Metenberges ausgeht, sieht man im Sommer zwei starke Wasserfälle aus dem Eis hervorkommen, und sich dann wieder in dasselbe verstauben und verlieren. Von Zeit zu Zeit hört man ein entsetzliches Geprassel und Tosen, welches die mächtigen Spalte verursachen, die sonderlich um die Mittagszeit und wenn Wind geht, in dem Eise entstehen. Mit allem dem ist die Ansicht dieses an sich selbst entsetzlichen Naturspiels sehr angenehm. Denn rings um den Fuß desselben wächst Holz, oder es sind schöne Matten, besonders die so gegenüberstehen. Vom Grat der Scheidegg, einem alpen- und grasreichen Gebirg, welches in 2 Stunden erstiegen ist, hat man eine majestätische Aussicht in das benachbarte himmelhohe Eisgebirge, in die angenehmen Alpen des Grindelwalds, und auf der andern Seite über das Hasli-
thal an die Grimsel. Unmittelbar nebenauf erheben sich die

Eisthürme des Wetterhorns, und hinter demselben sieht man noch die Schneespitze des Schreckhorns. Auf der Alp werden 400 Stück Großvieh gesömmert, 600 noch in den übrigen Alpen. Von denselben werden 900 Stück in der Gemeinde überwintert, obwohl dieselbe nicht groß ist“.

Auf der Alp des Wetterhorns erquicken sich unsere Wanderer an Nideln, wobei sie zu ihrem Erstaunen verschiedene Lawinen mit donnerndem, schrecklichem Geprassel herabfahren sahen, „welches uns, so sicher wir auch sonst hier waren, dennoch immer in heimlicher Furcht hielt.“

Da der eine Knecht sich unterwegs erkältet hatte, mußten ihm die Gefährten die Last abnehmen. „Es war possierlich uns zu sehen, wie ein jeder sein Bündel trug und damit den Berg hinabstolperte. Eine lehrreiche Schule für uns alle; denn jetzt empfanden wir erst recht, wie sauer und wohlverdient das Brot des Tagelöhner sei und ich weiß, es hat bei manchem Empfindungen zurückgelassen, die man so geschwind nicht auslöschen kann.“ Gegen Abend kommen die Zürcher am Breitenboden vorbei. Sie bemerken daselbst eine ganze Reihe hölzerner Speicher, eine Art Dörfchen, jeder auf hölzernen Säulen gebaut, damit unten die Luft frei durchziehen könnte und die darin den Sommer durch gesammelten Käse vor den Mäusen geschützt wären. Todmüde langte die Gesellschaft im Haslithal an. Der Aufzug derselben muß wirklich bejammernswerth gewesen sein. Denn Schinz schreibt, wenn auch mit offenkundigem Spott: „Unsere Eltern und Großeltern hätten sich über uns zu Tode geweint, wenn sie uns in dieser barmherzigen Verlegenheit gesehen hätten, die jedoch in allem sonst so lehrreich war.“ Glücklicher Weise fand man in Meiringen eine vortreffliche Herberge, in welcher man sich von den Strapazen ausruhen konnte. Da es am folgenden Tag regnete, mußte man wohl oder übel in Meiringen bleiben, und Schinz benützte die Zeit nach seiner Art, um sich

mit dem Pfarrer von Guttannen über die Beschäftigung der Bewohner und über die politischen Verhältnisse der Landschaft zu unterhalten. Dieselbe habe große Freiheiten und noch größere besessen, bevor sie sich empört. Während sie sich früher selbst den Landammann gesetzt, wählt diesen jetzt die Stadt. Der Landammann stellt 6 Jahre den Landvogt vor; auf dem Landhaus zu Meiringen wird Gericht gehalten. Die Landleute dürfen keinen Wein unmittelbar aus dem Pays de Vaud beziehen, wohl aber mittelbar durch die Bürger zu Bern. Die Bewohner sind beherzte, wackere, verständige Leute, groß und stark von Körper, aber bäurisch in ihren Sitten. Mit ihrem Landesherren scheinen sie nicht am besten zufrieden zu sein. Sie satyrisiren wenigstens, wenn sie nicht wirklich über ihn schmählen.

Die Kleidung der Weiber in Ansehung des Kopfgerüstes ist sonderbar: sie tragen alle Zöpfe, auch selbst die Frauen und eine schwarze Mütze von Filz oder Sammet, die wie eine aufgelißte Hutguppe aussieht. Viele Einwohner sind von der Krätze geplagt, welches von den Milch- und Käspeisen und dem gesalzenen Fleisch herkommen soll. Der Kaffee ist auch hier ein gemeines Getränk.

Am folgenden Tag machen sich die Zürcher auf, um über Emerishof auf die Engstleralp zu gelangen. In dieser Gegend, schreibt Schinz, gibt es wohl die schönsten, größten und vollleibigsten Weibsbilder des ganzen Berneroberlandes. Schon war die Nacht angebrochen, als sie auf der Engstleralp ankamen. Es standen da mehrere Sennhütten, „in deren einer wir sogleich um Nachtherberge anfragten und endlich noch willig und mit Anerbietung von Hausmannskost und Lagerstätte aufgenommen wurden. Ach mein Gott, seufzten wir alle einstimmig, wo ist jetzt das von Haller gepriesene, glückliche Alpenleben? Wo sind jetzt die unschuldigen Hütten des bernischen Oberlands? Alle in seinen Gedichten gepriesenen Schönheiten verlieren sich in einer dreckichten Sennhütte, wo ein armer Reisender nicht einmal

eine geräumige Lagerstätte, nicht einen Ort findet, da er sein Haupt hinlege. Ein kalter fieberischer Schauer wandelt mich an, wenn ich an unsere damalige Leibs- und Seelensituation denke! Müde vom immerwährenden Steigen, an den Beinkleidern und Ueberröcken tropfnaß von anhaltendem Regen; von der Nacht in einem armseligen, in Schlamm und Koth halb versunkenen, öden, rauchenden Gadem befallen; in Gesellschaft von Schweinen, des unvernünftigen Viehs! Kein Stuhl, kein Tisch, nicht der geringste Schatten von Bequemlichkeit; halb verfrierend von der nassen Kälte, halbbblind von dem dicken Rauch einer russichten Feuerheerde, ohne Licht! — — Und dann, und dann, was das wehmüthigste, bemitleidenswürdigste, ohne eine Lagerstätte! Laßt ißt noch eine heiße Thräne fallen, ihr barmherzige Mütter, und fraget eure Söhne und freuet euch über sie als neue Geschenke des Himmels, daß sie noch gesund und gesunder als vormals in euren Schooß zurückgekommen sind. Erzählt Ihr es, liebe Freunde, wie so bald das wenige Brot und das kleine Stück Fleisch, welches wir mitgebracht, verzehrt war; wie wir hungerten und uns an der Milch nicht sättigen konnten; wie wir froren und nicht zum Feuer kamen; wie wir abends elender als das Vieh auf einem Schochen verdorbenen Heus Ruhe suchten und sie vor Kälte und Rauch nicht finden konnten; wie eine einzige Decke unser acht decken und wärmen sollte; wie man den Schweinen bei uns mehr Ehre erweise und Rat und That anthue als uns! Erzählet von eurer traurigen Nacht euren Geliebten, und sie werden euch holder sein; euern Kindern und sie werden sich über nichts mehr klagen; Euch selbst, wenn ihr übellaunig und bei kleinen Verdrießlichkeiten böse seid, und ihr werdet augenblicklich zufrieden und gegen euer jetziges Schicksal dankbar sein“. Nachdem man sich am folgenden Morgen in den noch nassen Kleidern durch etwas Chokolade gestärkt hat, die man aus einem großen hölzernen Napf „mit großen Begierde“ zu sich nahm, machte man sich auf

den Weg zur Besichtigung der Engstleralp. „Dieselbe ist von himmelhohen Gebirgen, davon die Höhen immer mit Schnee bedeckt, umgeben; wenn man nur wenig an denselben hinaufklimmt, so hat man eine majestätische Aussicht in viele benachbarte Eis- und Schneegebirge. Man übersieht das ganze Melchthal, das in diesen Alpen sich endet und viele andere der höchsten und berühmtesten schweizerischen Bergthäler. Zu oberst auf dieser Alp liegt zwischen steilen Felsgebirgen der Engstlersee, der ein finsternes, schwermüthiges Aussehen hat. Auf der Mittagsseite sprudeln aus der Felswand viele Brunnquellen grade aus dem Eingeweid des Felsens wie durch eine Röhre heraus und beschäftigen die Einbildungskraft sehr angenehm“.

Ueber das hohe Joch zieht die Gesellschaft nach Engelberg. Der Führer, den sie haben engagiren müssen, erzählt ihnen, wie er sich durch das Graben von Enzianwurzeln den Sommer über erhalte; für jeden Zentner bekomme er von einem Glarner 20 Bazen, und wenn es gut gehe, sammle er an einem einzigen Tage einen Zentner. Das mehr als zwei Stunden dauernde mühsame Hinaufsteigen und das Gehen auf dem lockern Schnee ward durch einen eingefallenen Regen und den finstern Nebel, der abwechselnd mit dem Regen uns gänzlich alle Aussicht raubte, zu einer fast unüberwindlichen Arbeit gemacht, welche einzig durch das auf der andern Seite possirliche Hinunterglitschen über den Schnee noch etwas erträglich und fast zu einer Freude geworden wäre, wenn nicht der Mißtritt und die Fußverletzung eines der Freunde neue Sorgen zugezogen hätte. Doch auch das ging vorüber. Ganz abgemattet kamen sie in Engelberg an, fanden aber im Kloster gastfreundliche Aufnahme. Sie wurden zur Nachttafel eingeladen, und es ward ihnen ein treffliches Nachtlager bereitet. „Nirgendß waren meine Gefährten so schüchtern als anfänglich in diesem Kloster, vermuthlich weil sie noch selten den Anlaß gehabt, mit Mönchen so vertraulich umzugehen, und sie trauten

dem Landfrieden nur halb, da man uns auf den weitläufigen, fürchterlich wiederhallenden Gängen im Kloster unser Nachtquartier in fünf geräumigen Zimmern anwies."

Am Morgen wurden die Zürcher dem Abt, Leodegar Salzmann, vorgestellt, der sie „mit gewohnter unumschränkter Höflichkeit und offener warmer Freundlichkeit" empfing und ihnen durch Conventualen die Kirche und das Kloster von oben bis unten zeigen ließ. Um 11 Uhr ging es zur Tafel „und so bald man recht angeessen, trat ein Chor junger Pfäffchen in das Speisezimmer, einige ältere gesellten sich zu ihnen und machten eine treffliche lustige Tafelmusik. Sie sangen nach den neuesten Melodien den Kuhreihen und andere ländliche Lieder, mit harmonischen Instrumenten begleitet." Zwischen Schinz und dem Abt entwickelte sich ein interessantes Gespräch über die Konfessionen. „Der Abt glaubte, es wäre zwischen der reformirten und der katholischen Kirche eine Vereinigung möglich, wenn man von beiden Seiten die Vorurtheile beiseite setzte und die Geistlichen sich angelegen sein ließen, den Laien eine reinere Moral und hauptsächlich die uneingeschränkte Menschenliebe zu predigen; wenn die Reformirten den Katholischen einräumten und diese jenen eins und das andere aufopferten und nachgeben würden. Ich behauptete die Unmöglichkeit, weil die ersten Grundsätze beider Religionen allzu verschieden. Das Gespräch ward lebhaft, doch immer vertraut und freundschaftlich. Es war erfreulich zu hören, über wie viele, viele Vorurtheile der rechtschaffene Prälat schon gesieget". . . .

Auf dem Rückweg von einem Spaziergang besichtigte man das Käsemagazin, welches wie eine Bibliothek aussah, mit dem Unterschied, daß statt den Folianten, Oktav- und Quartbänden kleine und große Käse auf den Gestellen stehen. Es ist eine beträchtliche Menge Käse da, weil die Nutzung ab den Alpen und Weiden die einzige Einnahme des Klosters aus dem Thal selbst aus-

macht. Hernach führte man uns in das Gewerbshaus, wo das Kloster eine ordentliche Seiden-Kämbelei angelegt hat, damit die Thalleute im Winter auch etwas verdienen können. Das Kloster steht mit einem Haus in Luzern in Verbindung. Alle Samstage wird die Arbeit vertheilt. Jährlich werden so 4000 fl. verdient, während vor 10 Jahren noch kein Heller einging.

Schinz theilt uns auch anderes noch über Engelberg mit. Jeder Thalmann, der Güter besitzt, ist verpflichtet, alljährlich drei Klafter weit um seine Güter, wo annoch hölzerne Zäune sind, eine trockene steinerne Mauer fortzuführen in vorgeschriebener Höhe und Breite. Das Kloster hat auch Sittenmandate erlassen. Zur Hebung der Ehrbarkeit sind die sonst dort üblichen allzukurzen Hosen „abgekannt“ und befohlen, die Hosen zu machen, daß sie bis an die Kenden hinauf oder daß das Brusttuch eine Handbreit darüber gehe. Alle Bauern des Klosters sind Lehensleute.

Mit frischen Kräften konnte sich die Gesellschaft nach der mehrtägigen Rast in dem gastfreundlichen Kloster am 2. August wieder auf den Weg machen. In Wolfen schiessen zeigte ihnen Landammann Christen, mit dem sie einige Zeit zusammen gingen, das Haus Baumgartens „der in der Schweizer alten Freiheitsgeschichte bekannt ist.“ In Stans angekommen, besuchten sie Bannerherr Trachsler „dessen geräumiges Wohnhaus außer dem Flecken gegen den Stanfer Berg hin steht und die eigentliche und echte Behausung Arnolds von Winkelried gewesen.“ „Stans hat eine ungemein anmuthige fröhliche ländliche Lage. Außer dem Flecken auf der Allmend gegen Buochs ist der Platz, wo sich die Landsgemeinde unter dem Schatten verschiedener Bäume versammelt. Es sind Holzbalken, Bänke, Stühle in einem gevierten vielfachen Kreis, worauf die Landleute sitzen, da man bei andern größern Landsgemeinden nur stehet. Der Flecken ist ansehnlich und hat sonderlich gegen den Hauptplatz und um das

niedliche Rathhaus sehr schöne stattliche Häuser; die Pfarrkirche steht zierlich auf der Höhe, noch höher das Kapuzinerkloster mit ungemein lieblicher Aussicht. Die Leute, so an der Regierung sitzen, sind insgemein Offiziere gewesen; viele tragen militärische Ehrenzeichen. Der Familien, die ganz herrlich leben, sind nicht zwanzig. Die Leute haben ein freundschaftliches und redliches Betragen und viele Bescheidenheit. In der Verwaltung des Rechts ist man hier so interessirt nicht, wie in den benachbarten kleinen Staaten."

Von Sarnen redend sagt Schinz: Der Flecken und die um selbigen herliegenden fruchtbaren Alpengebirge stellen sich dem Auge in dem vortheilhaftesten Licht und so reizend dar, daß man ungern von einer so schönen Aussicht weggeht. Auch Sachseln wird besucht, „welches durch die hier ruhenden Gebeine des ehemaligen klugen redlichen Eidgenossen und frommen Einsiedlers Niklaus von der Flüe und der dahin gehenden Wallfahrten berühmt ist. Wir gingen grad in die Kirche und ließen uns diese Gebeine, sein Grab, seinen Rock weisen, den er in seiner Einsiedlerei getragen und darin gestorben". Schinz fällt dabei der Kontrast auf zwischen dem einfachen Rock und der „jetzigen" kostbaren Ausschmückung seiner Gebeine. „Geradezu läppisch aber ist die Art, nach welcher der alte lange geflickte Rock des ehrlichen seligen Mannes aufbewahrt wird. Er hängt, damit er nicht verweise, sondern der Luft ausgesetzt sei, hoch in einem schmalen hölzernen Gehäus, aus welchem er mittelst eines Seils heruntergelassen wird. Damit aber der Rock auch seinen Mann habe, ist ein hölzernes Bild darein gesteckt und dies hängt an einem Strick, und macht also der ehrwürdige Rock auf diese Weise das Ansehen eines Gehängten".

Dann stattet man noch dem Landammann einen Besuch ab, der die Gäste herzlich aufnahm. Ein Ordenskreuz zu einer gepuderten Perrücke und schwarzem Staatskleid, meint Schinz,

accordirt nicht zum besten mit dieser bescheidenen, demüthigen Wohnung, bezeugt aber wenigstens, daß Hoheit nicht nur in prächtigen Palästen zu Haus sei, indem ein Landmann so gut das Haupt einer unabhängigen Republik in der kleinen Hütte vorstellt als der König von England, wenn er auf seinem Thron von St. James sitzt. Als die Gesellschaft Sarnen verlassen wollte, war einer der jungen Gefährten so unwohl, daß er nicht mitmarschiren konnte. Zurücklassen mochte man ihn auch nicht, ein Wagen oder eine Sänfte war nicht zu bekommen, so nahm man denn einen Lehnstuhl, befestigte ein paar Stangen daran und engagirte vier starke Männer als Träger. Nun setzte man den Kranken, mit Kissen wohl verwahrt, darauf und formirte den Zug, „der, obgleich nicht so prächtig, doch ebenso lächerlich war, als der ist, der den h. Vater begleitet, wenn er zur scala santa getragen wird. Voraus zog einer der Knechte mit einer tüchtigen Ladung auf dem Buckel, dann folgten drei von der Gesellschaft, dann der Kranke auf seinem Thron, dann die zwei Träger zum Abwechseln, auf sie marschirten wir vier übrigen und den Beschluß machte Caspar der Kammerdiener; — ganz Sarnen laufte uns den Weg vor, die Alten und Kranken ließen sich an die Fenster führen; — Buben und Kinder umgaben uns haufenweis; — das liebe Vieh auf der Straßen stand still und dachte nach, was das werden wolle. „Er ist noch nicht völlig todt“, rief einer; „hat man ihn schon versehen“, sagte ein anderer; „er kommt wieder davon, er rührt sich ja noch“, ein dritter. „Das muß ein recht vornehmer Herr sein, daß man ihn so tragt“, sagten noch andere und während diesem Gespräch des herzulaufernden Volkes eilten wir geduldig durch den Flecken nach Rägisweil hin“

Von Alpnach aus lassen sie sich auf einem gemietheten Nachen nach Luzern übersetzen, wo sie um 1 Uhr eintrafen und im „Adler“ recht gutes und bequemes Quartier bekamen. Der

krank gewordene Heinrich Scheuchzer verließ hier seine Reisegefährten, um sich sofort nach Hause zu begeben. Die übrigen aber, wie es ihre Gewohnheit war, verwendeten ihre Zeit zum Besuche der Merkwürdigkeiten. Im Zeughaus, „auf einem der obern Stockwerke neben der Stiege hängt die Waffenrüstung unseres ehrwürdigen Reformators Zwingli, in welcher er in der Kappeler Schlacht, den 11. Oktober 1531 unglücklicherweise erschlagen und geplündert worden ist. Ein trauriges Siegeszeichen von einem Kriege um die Wahrheit und die wohl- oder mißverstände Lehre Jesu Christi, des friedliebenden Erlösers der Menschen, dessen Ankunft und Hingang aus der Welt lauter Frieden und Liebe unter den Menschen zu stiften in Absicht hatten. Zwingli, dachte ich, hätte die eisernen Waffen zurücklassen und sich der geistlichen, seiner beredten Zunge allein bedienen sollen; vielleicht würde er dann nicht im Kriege umgekommen, sondern noch mehreren eine Kerz der Wahrheit auf ihrem Wege gewesen sein.“

Auch das Jesuitenkloster wird besucht, dessen inwendige Kostbarkeit der äußern Majestät des Gebäudes nicht entspricht. Von der Bibliothek sagt Schinz, daß sie weder sonderlich zahlreich, noch mit guten und schätzbaren Werken Staat machen könne. „Die Herren Patres schienen auch nicht die allergelehrtesten zu sein. Sie waren meistens vornehme Bürgersöhne der Stadt, und schienen sich mehr auf ihren Reichthum als auf ihre Wissenschaften verlassen zu können“. Um 11 Uhr fand eine Audienz vor dem päpstlichen Nuntius statt. „Ein Bedienter, durch den wir uns melden ließen, fragte, in was für einer Sprache wir mit Monsignore zu reden gedächten, und gleich darauf wurden wir in's Vorzimmer gelassen, wo wir durch eine Reihe lumpichter Bedienten zum Nuntius eingeführt wurden.

„O quanti bei giovani, bravo, bravo!“ sagte Se. Excellenz, „non si sdegnii, illustrissimo ed reverendissimo Monsignore, quando questa compagnia de giovani svizzeri figlii delle miglior

famiglie di Zurigo non potevano privarsi del vantaggio d'inchinar fra altri personaggi ch'onorano Non amo fatte ceremonie“, fiel der Nuntius mir liebeichst in die Rede, fragte nach unser aller Namen, nach unsern Eltern und nach dem Endzweck unserer Reise, wobei er durchaus nicht begreifen konnte, daß wir zu Fuß gehen. Wir mußten ihm die ganze Einrichtung unserer Reise, unsere Oekonomie und alles beschreiben, weswegen er uns sehr lobte und eine wahre Freude an uns hatte. Er fragte, ob meine Gefährten das Italienische auch verstehen. „Zwei einzige“, sagte ich, „aber Latein verstehen alle und Französisch die meisten“. Er fing an, Latein etwas zu fragen — da verstummten meine guten Freunde gänzlich

„E quel picciolino“, sagte er, indem er unserm artigen Herrn Salomon, der gleich allen Leuten, die ihn sahen, das Herz gewann, die Hand bot, „wie ist es möglich, daß der eine so beschwerliche Reise aushalten könne“, und mit dem ging die Türe auf; ich glaubte zu gewahren, daß es Zeit sei, nahm Abschied, und der freundliche Prälat ging vor uns her und entließ uns mit Anbietung aller Dienstgefälligkeiten, die er uns immer zu erweisen im Stande sein werde. „Darauf wird auch dem General Pfeiffer ein Besuch abgestattet. Die Gesellschaft bittet ihn, seine mathematischen Arbeiten zu zeigen, „welches er mit ungemeiner Freundlichkeit und Gewogenheit that. Ein Werk, welches in seiner Art das einzige ist und die Bewunderung der Gelehrten und Ungelehrten verdient. Herr General, ein höchst verständiger und dabei unermüdeter, fleißiger Mann, arbeitet schon seit bald zehn Jahren an einem maßgeblichen Modell der ganzen Schweiz, aus welchem man nicht nur die ganze Gestalt der Oberfläche unseres Vaterlands, die genaue Figur der Gebirge, Alpen, Seen, Flüsse, Bäche Dörfer, Höfe, Sennten, Bruggen, Stegen, Waldungen, die Distanz eines jeden Orts von dem andern, sondern sogar das eigentliche Maß und den körperlichen Inhalt eines jeden einzelnen Theils

der Landschaft mit einem Blicke übersehen oder bei mehrerer Muße untersuchen und ausstudiren kann. Der Stoff dieses Werkes ist Holz mit Wachs übergossen und jeder Gegenstand mit den natürlichen Farben gemalt. Ein halber Schuh macht ungefähr eine Stund. Es ist auf hölzernen, mehr als quadratschuhigen Tafeln aufgesetzt, die ohne den geringsten Schaden zu nehmen aneinandergesetzt und ein Ganzes ausmachen, oder von einander genommen und auf alle Weise vertragen werden können. Außer dem größten Theil des Kantons Luzern hat Herr General auch 6 Quadratmeilen der anstoßenden Länder bearbeitet, den ganzen Vierwaldstättersee, ganz Unterwalden. Die Arbeit, die Genauigkeit und Fleiß, so dabei angewandt worden, setzen jeden in Erstaunen. Wer des Schweizerlandes nur einigermaßen kundig und Liebhaber von der anschaulichen Kenntniß einer Gegend ist und besonders einen deutlichen Begriff von den so verwirrten Ketten der höchsten Gebirge haben will, der kann sich fast nicht satt sehen. Es kostete aber das Werk dem Urheber unglaubliche Mühe, indem er notwendig alle die Gegenden, Berge und Täler, von deren Figur er hier ein Modell liefert, selbst muß gesehen, gemessen, erstiegen und durchwandert haben. Danach macht er jeden Sommer mit einigen dazu abgerichteten Dienern eine Berg- und Thalreis, mißt, zeichnet und sammelt sich Stoff zur Arbeit auf den Winter. Nur Schade, daß der Mann schon auf einem solchen Alter, daß man nicht wissen kann, ob er sein Werk werde zu End bringen können. Und noch mehr Schade und Schande für seine Mitbürger, daß niemand der Schüler eines so würdigen Meisters sein und ein so einzelnes Werk fortsetzen will, wozu doch dieser vortreffliche Mann nach angeborener Güte und edeln Herzen alles mögliche gern beitragen würde". Beim Besuch des Rathhauses wundert sich Schinz darüber, daß er die Erlaubniß erhielt, in den historischen Handschriften, seltenen Büchern und dem neuesten Rathshandbuche nach Belieben blättern zu dürfen.

Von Luzern selbst schreibt er: „Die Stadt ist zwar von beträchtlicher Größe, aber ganz entvölkert und unbewohnt. Ihre Lage am See und Ausfluß der Reuß ist anmutig und wäre zur Handelschaft geeignet. Es wird aber dennoch kein so sonderlicher Handel getrieben. Fabriken gibt es wenig und diese sind in fremden Händen. Alle einträglichen Aemter sind erblich, in den Händen der Junker. An die Regierung und den großen Rath besonders kommen oft sehr junge, unerfahrene, spröde Herrchen. Dies thut den gemeinen Bürgern wehe. Sie können und dürfen nichts sagen und nähren deshalb beständigen, heimlichen Groll gegen die Regierung in ihrem Herzen. Die ökonomischen Verhältnisse der Junker sind nicht besonders glänzend. Sie nähren sich vom Staat und Kriegsdienst, leben luxuriös, und namentlich liebt man fremde Weine. Viele Leute sollen auch aus den französischen Pensionen leben. Klöster und Geistliche gibt es viel. Die Auferziehung der Jugend stand bisher völlig bei den Jesuiten, unter welchen viele aus vornehmen Häusern sind. Die Politici studiren größtentheils in Italien auf den dortigen Universitäten. Das Italienisch ist daher ebenso in Mode wie das Französisch. In der Literatur und den schönen Künsten ist man nicht sehr weit gekommen. Aberglauben und Unglauben halten einander beinahe das Gleichgewicht“.

Von Luzern aus fährt jetzt die Gesellschaft auf dem Vierwaldstättersee über Brunnen nach Flüelen. Die Fahrt ist sehr angenehm. Der Rigi-berg, Bürgen und Pilatus scheinen sich in drei Winkeln unmittelbar in die Luft zu heben. Der erstere hat ein majestätisches Ansehen, oben darauf eine Kapell und kleine Wirtshäuschen, die Sommerszeit von Einwohnern von Arth besetzt sind, und noch eine Stunde besser oben auf dem höchsten Gipfel eine vortreffliche Aussicht, daher er über Zug und von Arth hinauf von den Zürchern viel besucht wird.

Von Brunnen aus wird ein kurzer Besuch in Sch w y z (Schinz schreibt Schweiz) gemacht, wo man Landammann Hedlinger und einen Künstler Städeli besucht. Das Zeughaus wird den Zürchern nicht gezeigt. Schinz vermuthet, es sei nicht gut in Ordnung gehalten. Den Flecken selbst nennt er den schönsten unter allen in den Waldstätten und der Lage nach den anmuthigsten. Die vornehmen Herren sind geschmeidig, höflich gegen den Fremden und angenehm und freudig in ihrem Umgang, haben Welt- und Lebensart, scheinen aber heimtückisch und arglistig. Die Landleute hingegen sind insgemein ungelentſam, hartnäckige Köpfe, argwöhnisch und halten sehr auf ihre Freiheit, auf die sie stolz sind, in ihren Handlungen hitzig und unüberlegt.

Wieder auf dem See wird die Tellskapelle besucht, „welcher Ort wegen dem Sprung bekannt ist, welchen Wilhelm Tell zu seiner Befreiung hier gethan haben soll, und wohin alle Jahre eine Prozession von Uri kommt“.

Am 8. August kommt man nach Altorf, wo Schinz sich nach einem Besuch des Zeughauses sofort zu Gardehauptmann Grivelli begibt. „Ein redlicher Mann, in welchem kein Arges ist, der sich durch eine edle, tugendhafte, recht christliche Denkensart von seinen Landsleuten gänzlich unterscheidet. Unsere vertraulichen Gespräche, die wir hatten, betrafen die in Uri übliche schlechte Lebensart der Herren, die schändliche, unglückliche Eifersucht, die unter denselben herrschet, die wenig edeldenkenden vernünftigen Leute, die im Grund gute, aber durch Eigennuß und böse Ränke der Herrschsucht elendiglich verderbte Regierungsart, welche das Vaterland zu einem Tyrannen und feindlichen Land macht. Alsdann machten wir Herrn Landammann Besuch¹⁾, der uns mit Chocolate bedienen ließ, ein hochmütiger Mann, der sich

¹⁾ Schinz nennt ihn nicht, es kann aber kein anderer gewesen sein, als Landammann Schmid.

gern seines Gewalts überhebt und nebst seinen zwei Brüdern lieber eine Einzelherrschaft als Volksherrschaft eingeführt sähe, der daneben große Talente, eine unbewegliche Standhaftigkeit und Beharrung seiner Meinung, Studien und Wissenschaften von der neuen Literatur Liebhaberei, für die Poesie hat und zuweilen selbst etwas dichtet. Es ist ein lächerlicher und elender Zug in dem Character eines vom Säumersohn zur höchsten Stufe seines Vaterlands gestiegenen Mannes, wenn er sich seines Stands überhebt und denselben ganz vergessen will, und es war an diesem großen Mann noch lächerlicher, daß er uns über die Fußreisen bemitleidete und in barem Ernst als von etwas großer Herren Söhnen unanständigem redte, worüber wir ihm aber auf eine Art antworteten, daß er nicht böse, aber wohl empfindlich werden konnte. Er fragte, ob wir auch Schweizerlieder singen. Gleich antworteten wir ihm mit einer passenden Stelle daraus, die seine Empfindlichkeit noch mehr muß gereizt haben; denn er nahm Anlaß darüber zu scherzen, und von dem darin herrschenden Geschmack und Denkensart und Moral als über etwas unmögliches, als über ein märchenhaftes Ideal zu schwätzen. Man nahm aber dabei die Freiheit, von einer ächten, vaterländischen, republikanischen Denkensart auf eine Art zu reden, daß mein hochgeachteter Herr errötete und das Gespräch auf die Tagsatzung lenkte, von derselben viel erzählte und sich verteidigte, warum die Katholischen die Stadt Mülhausen nicht in den Bund aufnehmen wollten".

Der Marsch das Neufsthal hinauf gibt nicht zu vielen Bemerkungen Anlaß. Dafür scheint die Schöllenen einen um so größeren Eindruck auf die Wanderer gemacht zu haben: „Die grausame wilde Gegend der Schöllenen, wo die Felsen himmelhoch, fahl, und gräßlich die tiefwüthend abstürzende Neuf in ein enges, fürchterliches Thal einschließt, wo man die Sonne nur am Mittag sehen kann, ist etwa 1½ Stunden lang. Man steigt aber immer mehr oder weniger steil hinauf und kommt am End

zur Teufelsbruck, wo man eine Seltenheit der Kunst neben einer Seltenheit der Natur zu sehen und zu fühlen bekommt. Die Brücke ist wirklich das Unternehmen kühner Menschen gewesen, und der hoch über Felsen hinab in Schaum und Staub darunter hinstürzende Strom erwecket auch selbst in rohen Gemüthern Schauer und Entsetzen. Jenseits der Bruck steigt man gähstozig hinauf und gelangt in nicht völlig 100 Schritten zu dem Urnerloch, ein in die 80 Schritte lang, durch lebendigen Felsen im vorigen Saeculo von Moresini, einem Baumeister von Luggaris, gesprengten Gang, durch welchen ein geladenes Saumpferd bequem gehen und durch eine seitwärts getriebene Oeffnung Licht einfallen kann. Aus der traurigen, finstern Gegend kahler, gräßlicher Felsklippen wird der Reisende auf einmal in ein angenehmes Ländchen versetzt, dessen Schönheit durch die plötzliche Veränderung der Scene gewinnt“.

Das Urserenthal und den Gotthard hat Schinz in seinen „Beiträgen zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes“ geschildert. Wir treten daher auf die Beschreibung in der „Schweizerreise“ nicht näher ein, sondern begleiten die Gesellschaft über den Oberalppaß nach Dissentis. Nachdem man in Urseren zu Mittag gegessen, machte man sich auf den Weg. Eine Stunde lang geht es den Berg hinan. „Man kommt zu einer einsamen Kapelle, wo die eigentliche Oberalp angehet und es wohl eine halbe Stunde im Umfang ganz eben ist. Hier hat man eine uneingeschränkte Aussicht durch das ganze drei Stunden lange herrlich fruchtbare aber einförmig grün gefärbte Thal.“ In Selva übernachteten die Reisenden, aber wie mußte man sich behelfen! „Guter Gott, willst du uns denn gar verlassen, dachte ich und seufzte ich, da uns die Wirthin in zerrissenen Lumpenkleidern in zwei ehrvergeffene Kammern oder Löcher hineinführte, in deren eintem ein Webstuhl, eine halbvermoderte Bettstatt, im Boden ein Bettstück auf einem Strohsack, rings umher einige rußige Feuertöpfe und allerlei

Feldbaumerkzeug sich befand“. Das einzige Fenster durfte man aus Furcht vor den Fledermäusen nicht öffnen, und da kein Kopfkissen vorhanden war, nahm man einen gefüllten Mehlsack an seiner Stelle. Leider war der Sack nicht verbunden, weshalb während der Nacht ein großer Theil des Mehls herausrutschte. Das gab am folgenden Morgen Anlaß zu langen Auseinandersetzungen. Die Leute der dortigen Gegend nennt Schinz häßlich, wüßt.

Am 11. August kam man nach Dissentis. Obwohl daselbst ein fürstliches Benediktinerkloster ist, welches ehemals und auch jetzt noch viel Gewalt in Bünden hat, so macht es doch ein gar armselig Aussehen. Es besteht aus einem einzigen nicht völlig ausgebauten Flügel mit einem ungeheuren dreifachen hölzernen Dach; in dem ganzen Gebäude ist kein einziges anständiges Fenster. Die Kirche ist schön und an das Kloster angebaut. Unsere Zürcher kehren im besten Wirthshaus in Dissentis ein, müssen jedoch mit einem ganz kläglichen Mittagessen vorlieb nehmen: einer einfachen Suppe und einer Art Knöpfli, welche man Bizogels nennt. Dissentis ist wie alle Dörfer und Häuser in Bünden sehr unreinlich und der Reisende findet auch selbst für Geld weder Speise noch Bequemlichkeit. In Truns werden die Reisenden zum Ammann des Hochgerichtes gewiesen, einem alten hagern Geizhals und Wittwer, der ehemals ein offenes Wirthshaus gehabt, nun aber Niemanden mehr beherbergete, als wen er glaubte recht unbarmherzig scheeren und nutzen zu können. Der bringt ihnen Schinken zum Abendessen; übernachten können sie aber zum Glück beim Landvogt. Das Lokal des Wirthes war derart gewesen, daß sie schon beim bloßen Gedanken, dort übernachten zu müssen, von Traurigkeit ergriffen wurden.

Da das Geld im ganzen Bündnerland rar ist und man noch in Uebung hat, Waar um Waare und nicht um Geld zu kaufen oder vielmehr zu tauschen, weil alle Leute aus ihren

Gütern leben und weder durch Kaufmannschaft noch anderswie Geld ins Land kommt, so mochte es auch hier im landvögtlichen Hause beschaffen sein; denn in einem der prächtigen Schlafzimmer lag ein ungeheurer Haufen durrer Kirschen auf dem Boden, und zur Dankbarkeit raubten wir davon alle Taschen voll. Die Zech im Wirthshaus, wo die Knechte übernachtet hatten, war unmäßig theuer, weshalb es zu einem heftigen Zank mit dem Wirth kam. Beim Weggang aus Truns sieht Schinz, daß an der Mauer einer alten Kapelle in Reimen die Geschichte der Versündung aufgezeichnet ist. Das Land weiterhin erscheint ungemein lieblich, aber es ist, als ob die Einwohner in dieser Gegend nur für sich leben und um keinen andern Menschen sich bekümmern wollten. In Brigels z. B. findet des großen Dorfs ungeachtet der treuherzige Reisende kein Wirthshaus, darin er seine trockene Kehle erlaben und den hungrigen Magen sättigen könnte. Endlich, wie die Gesellschaft so recht laut und unverschämt über die schlechte Einrichtung zu schimpfen anfängt, erbarmt sich ihrer eine adelige Alte, die deutsch verstand. Von ihr bekamen die Reisenden um Geld und gute Worte, geräucherte Würste, Wein und Brot. Ja schließlich fing sie sammt der alten Fräulein Tochter an, den jungen Zürchern gegenüber holdselig zu plaudern, sie habe auch Söhne in der Fremde und sei auch froh, wenn man denselben etwas angenehmes erweise. Nach allem dem aber machte Frau Oberstin die Zech wie eine ausgemachte Wirthin und da sie unsere und wir ihre Art zu rechnen nicht verstehen konnten, so gab es beim Auszahlen noch eine unangenehme Scene.

Abends spät kommen die Reisenden nach mühsamem Steigen in Panix an, einer Pfarre, die nicht mehr als 130 Seelen zählt. „Es war Abenddämmerung, als wir dahin kamen. Man hatte uns geraten, bei dem Pfarrer Nachtherberge zu suchen. Wir fragten ihm darum so gut wir konnten nach und fanden ein ehrerbietiges Pfäffchen fast bäurisch gekleidet bei einigen müden

Tagelöhnern auf dem Bank vor einer hölzernen Hütte sitzen. Wir redeten ihn an und brachten unser Anliegen vor, worauf er uns in die Pfarrhütte hineinführte und hundert Mal um Geduld, bei schlechter Aufwart um Nachsicht bat und sehr beschäftigt war, uns eine kleine Nachtmahlzeit und reine Betten spreiten. Was zufriedene Armut und gute sorgfältige Hauswirtschaft, ein gutes menschenfreundliches Herz nur immer zuwege bringen und unbekannten Fremden erweisen kann, das that unser ehrliche gute von Mangel magere Herr Pfarrer. Wir hatten, so wenig Zeit man auch dazu anwenden konnte, ein niedliches Nachtessen von vier Gerichten und einen Nachtsch, und was mir das angenehmste war, einen ehrerbietigen vernünftigen rathsamen geistlichen Wirt, der uns mit allerlei Gesprächen unterhielt. Er erzählte uns das armselige Einkommen, so nicht über 100 Gulden stieg, wobei es fast nicht möglich sei, ohne Handarbeit zu leben, danahen er sich auf die Beherbergung der aus dem Glarnerland etwa durchpassirenden Leute habe legen müssen, um damit etwas wenigens zu gewinnen. Nach dem Nachtessen bezog man die harten schmalen, doch reinlichen Betten“.

Am folgenden Morgen, den 13. August, brachen die Reisenden nach Bezahlung der billigen Zechen, die sie dem Pfarrer „mit dem größten Dank und gern“ bezahlten, auf, um über den Panixerpaß in's Glarnerland zu gelangen. Der Pfad zieht sich durch eine waldige Gegend, deren Holzreichthum Schinz auffiel. „Es ist in dem Gemeindsbezirk von Panix ein solcher Ueberfluß an Holz, daß es nicht nur keinen Werth hat, weil es wegen roher Gelegenheit der Gegend nicht an andere Orte abgeführt werden kann, sondern man ist auf die Verderbung und Austilgung ganzer Waldungsstücke bedacht und zwar so, daß man die größten Tannen stehend von der Rinde schält, damit sie verderben, mit der Zeit verfaulen und aus dem Holzboden Weidgang gemacht werden kann. Ich wollte eine so üble Dekonomie nicht

glauben können, wenn wir nicht einen ganzen Wald auf diese Weise zugerichtet angetroffen hätten, eine in alle Weg elende Gewohnheit, da man ja, wenn das Holz als Holz keinen Werth hat, solches zu Aschen brennen und Potaschen kochen könnte, wodurch man den gleichen Endzweck und zwar weit schicklicher erhalten würde. Wir trafen am Berg einen Glarner an, der Tischtaseln ins Bündnerland trug und sie gegen dürre Kirschen verhandelte. Diesen mietheten wir unsere Kleider zu tragen. Der steile Fußsteig führt immer einem grauen wie Bleiweiß sich schneidenden Schieferfelsen nach, der mit schönem Quarz untermengt ist“. Das Weiterli hinaufklimmend, eine gefährliche Stiege über dem kahlen lockern Schieferfelsen, kommen sie auf den Berggipfel, der mit ewigem Schnee bedeckt ist. Man hat weit und breit auf keinem hohen Gebirge eine solche Aussicht, man übersieht einen guten Theil der hohen Gebirge und Thäler des Bündnerlands und hat die verschieden laufenden Bergketten und Richtung der Thäler offen vor sich. Auf der Paßhöhe war es frostig und kalt.

Nun geht es hinab in's Glarnerland. Beinahe eine Stunde lang waren unsere Reisenden gezwungen, über den Schnee hinabzuglitschen, „welches wegen der Kälte und Feuchtigkeit der Beinkleider unangenehm, beschwerlich und sehr ermüdend war, indem man nicht wohl gehen und laufen und im Lauf nicht willkürlich Halt machen konnte, und hat man die Schneeegend hinter sich, so kommt man zu kahlen, schroffen Felsen, auf dessen herabgestürztem, brockigtem Schutt man mit Sorgfalt und großer Beschwerde in den Füßen wankend herunterklimmen muß“. Die hie und da heruntergestürzten Felsstücke glänzen auf's herrlichste von kristallischen Gebilden; man findet Zinken, die bis auf einen halben Zoll lang und durchsichtig sind.

Elm, wohin unsere Reisenden zuerst gelangen, ist ein reformirtes Pfarrdorf am Fuße des Glimserberges, eines hohen

Schneegebirgs, in dessen Felsgebirg oder felsichtem Gipfel das von Scheuchzer und Fäsi beschriebene Martinsloch sich befindet, so eine natürliche durch den ganzen Felsen durchgehende Höhle ist, durch welche man zu gewissen Zeiten des Jahres die Sonne hindurchscheinen sehen kann. Die Häuser sind hölzern, mit Schindeln gedeckt. Es gibt wenig Obst, aber viele ungezweigte Kirschen. Man pflanzt auch Feldbohnen, Erbsen, aber wenig Getreide, indem die Gegend größtentheils nur Mattland enthält. „Wir nahmen unsere Einkehr im Pfarrhaus, bei Herrn Pfarrer Freuler. Denn man sagte uns, der Pfarrer wirthe für Reiche und Arme. Es ist für die Reisenden ein wahres Glück, wenn sie an solchen abgelegenen Orten so guten Aufenthalt und Bequemlichkeit finden, wie in einem Gasthaus zu hoffen ist und man doch um sein Geld daselbst so frei sein kann, wie in einem Wirthshaus. Aber für den geistlichen Stand hat es übrigens doch viel Nachtheiliges, das mit diesem Amt verbundene Ansehen fällt aus seiner Würde und es fällt einem Pfarrer schwer, Unordnungen zu vermeiden, dazu die Wirthschaften Anlaß geben“. Ursache dieser Nebenbeschäftigung ist selbstverständlich wieder die niedere Besoldung. Während die einen Pfarrer nicht ganz 300 Gulden erhalten, beträgt der Gehalt anderer gar nur 180—200. Die Pfarrhäuser sind schlecht, haben meist nur eine Stube. Diese mißlichen Umstände bringen es auch mit sich, daß sich die Pfarrer mit Töchtern aus der Gemeind verheiraten müssen und so wird ihr Ansehen dadurch sowohl als durch schlechte Wissenschaft und Lebensart verkleinert. Die meisten studiren in Basel im Alumnat des Collegii Erasimiani, bringen aber wenig Gelehrsamkeit und noch weniger Lust, mehrere sich zu erwerben nach Haus. Ausnahmen freilich gibt es auch hier. Die Ausnahme bei Pfarrer Freuler ließ nichts zu wünschen übrig. Binnen zwei Stunden war Gesottenes und Gebratenes zugerichtet, und nachdem unser Wirth vernommen, wer wir wären, setzten wir uns an die Mittagstafel, während welcher

er uns mit Erzählung der Studien seines Sohns zu Basel, mit Anpreisung seiner Bibliothek, seiner Ordnung in den Pfarr- und Gemeindbüchern, seiner Art zu predigen und mit halb sinnreichem Schwätzen unterhielt, über den Landvogt von Aznach schmähte, der unbefugter Weise die Pfrund Russikon im Zürchergebiet vergeben, auf welche er selbst hinzukommen Hoffnung gehabt. Mit seinen Kindern war er ungemein liebeich und vernünftig und mit Frau Pfarrerin sanft und gut, die übrigens eine traurige Bauernweiberfigur machte. Die Zechen war wiederum billig.

Noch am Abend kam man nach Glarus. Da der Tagesmarsch ein etwas großer und anstrengungsreicher gewesen, stand man am folgenden Morgen erst um 7 Uhr auf, worauf man sich durch den langweiligsten und elendesten aller Perrückenmacher kämmen und kräuseln ließ, und damit ging der ganze Vormittag verloren. Der Wirth, Ludwig Schindler, früher Landvogt, stand immer mit der Kappe unter dem Arm mit ehrerbietiger Miene hinter meinem Sessel, und so böse ich auf ihn seiner Zeit gewesen, da man von seinen schönen Regierungstreichern erzählt, so mitleidig war ich jetzt gegen ihn, da er vom regierenden Landvogt zum demüthigen Aufwärter herabgesetzt da stand und aus seinem Betragen zu schließen mehr aus Dummheit und falschem Begriff vom Richter und obrigkeitlichem Amt, als aus Herzensbosheit gesündigt.

Am 15. August besuchen unsere Reisenden die Kirche und hören unter vor- und nachgehender Instrumentalmusik ein „Meisterstück von Predigt an, in der mit einer unnachahmlichen überschwenglichen, überflüssigen Wortberedtsamkeit die allertrivialsten Postill-Gräme in fast zweistündigem äußerst lebhaftem freiem Vortrag der lieben Gemeinde Gottes, den Räthen und Landleuten zu Glarus von Herrn Pfarrer Tschudi vorgetragen, angepriesen, aufgedrungen wurde.“ Schelmisch fügt Schinz hinzu: „Wenn ich nur einige Augenblicke mehr Zeit hierauf wenden

möchte, so könnte ich mich nicht enthalten, einige Stellen von der Weis, Art, Gattung, Gestalt und Manier dieser schönen, sinnreichen, wohl abgetheilten, ordentlichen, langunterhaltenden Rede des sonst ehr-, acht- und preiswürdigen Herren Dekans, Pfarrers und Predigers Tschudi und seiner Menge schicklicher, passender und dienlicher Synonima, gleichbedeutender Ausdrücke und Redensarten hier anzuführen. Man kann sich aber alles wohl vorstellen, ohne daß ich nöthig hätte, mehr davon zu sagen. Geheuratete Männer gehen in Mänteln zur Kirche; fast alle, die jungen und alten haben wohlriechende Blumen mit langem Stiel in den Händen. Unter den Weibern geht niemand französisch gekleidet, sondern alle in der Landestracht, die der Badenschen ähnlich ist. Das Volk scheint in der Kirche äußerst aufmerksam und andächtig zu sein, und wenn der Prediger recht laut und lebhaft mit starken Gestibus und lange ohne einigen Anstoß mit der Zunge schwätzen kann, gefällt es am besten. Bei der Taufe gibt jeder Taufzeuge 1 Thaler „Einbindete“, welches die Hebamme mit Aufhebung eines Schnupstuches einsammelt; beim Gesang ist keine Ordnung, man geht und kommt ohngeachtet. Die Kirche ist beiden Religionen gemein, und ein finsternes, warmes Gebäude, welches auf die allernschicklichste Weise eingerichtet ist. Es stehen 2 unförmige Orgeln an die Wand geheftet; die einte brauchen die Katholischen, die andere die Reformirten, sie nehmen der Kirche fast alle Heiterkeit weg und sind sichtbar Zeugen der Eifersucht beider Religionsgenossen.

Nachmittags wurden die Zürcher in das Schützenhaus eingeladen, wo das halbe Land versammelt war und sich mit Schießen nach dem Ziel ergözte. Dies scheint eine der herrschendsten Liebhabereien der Einwohner zu sein. Es geht aber laut dabei zu und ist ebenso sehr auf ein gemeines Trinken und Lustigmachen als auf das Schießen abgesehen.

Im Gasthaus zum Rößli werden die Zürcher den Herrn Seckelmeister Zweifel, Landvogt Tschudi und Dr. Marti vorgestellt. Man hörte aber keinen einzigen vernünftigen Diskurs, keine Erzählung, keine feinen Scherze, lauter armselige Wortspiele, Spässe, Einfälle, Stichelreden und Satyren, Anspielungen, Bezeugungen des Wohlwollens und der Freundschaft, die aber nur sie unter sich verstanden. Nachdem Schinz einige Proben dieser geistreichen Unterhaltung gebracht, fährt er fort: Herr Dr. Marti wurde endlich von dem edeln Nebensaft so begeistert, daß er uns von seinen Kuren, von der Möglichkeit der Schwangerschaft eines Mädchens unter den und diesen Umständen, von dem wichtigen Fall, den sie hierüber mit einer Gefangenen haben, welche er bei seinem Eid habe visitiren müssen; ferner von den Ansichten auf dem Schynberg, wo er die Sonne habe um ihr Centrum herumtschnurren gesehen und daraus beweisen könnte, daß die Erde rund sey, der Weitläufigkeit nach erzählte, sich dabei bald auf den, bald auf einen andern anwesenden Herrn beriefte. Nicht wahr, Herr Rathsherr. . . ., Herr Landseckelmeister, Sie können sagen?, so daß wir von seinen Gesprächen und dem tollen Geklümmers halb krank wurden und uns die Erlaubniß wegzuweichen ausbaten.

Bei meinem Eid, die Herren haben ja noch nichts getrunken, die Gläser sind noch nicht leer — rufte man uns zu wie rasend und taub; allein wir empfahlen uns und gingen weg. Einige der Herren begleiteten uns und baten sich's zur Ehre aus, mit uns zu Nacht zu speisen, redten aber so elendes Zeug, unzünftige Possen und Narrenthädigungen, daß wir alle zum Sterben Langweil hatten, dem „Gut Nacht!“ mit Schmerz entgegenzusehen und endlich uns unter dem Vorwand, dem Schlaf nicht mehr länger widerstehen zu können, der Tafel entzogen.

Am folgenden Tag, den 16. August, reisen sie von Glarus ab, begeben sich nach Weesen und von dort zu Schiff nach Walen-

stadt. Es war ein unaussprechlich schöner Abend, die beiden Ufer des Sees zu beiden Seiten, davon das eine gähstozig, von himmelhohen Felsen, das andere auf der Glarnerseite an Gras sehr fruchtbar, malten sich auf das herrlichste im Schatten des Wassers und unsere Fahrt, die bei stillem Winde überaus angenehm in 3¹/₂ Stunden glücklich von Statten ging, wäre ungemein erfreulich gewesen, wenn sie nicht durch Zwistigkeiten mit den Schiffleuten unterbrochen worden wäre. Die Schiffleute forderten gegen die Abmachung so viel mehr und waren dabei so grob, daß Schinz den Handel vor den Richter in Walenstadt brachte. Die Schiffer hatten unterwegs Stühle, Tische und Flaschen aus dem Schiff hinausgeworfen. Diesem rohen Verfahren hatten sie es zuzuschreiben, daß die Zürcher vor dem Richter Recht bekamen.

Am 17. August besuchten sie das Bergwerk in Flum: Alles sieht schauerhaft und schreckensvoll darin aus, schreibt Schinz, der mit einigen seiner Gefährten in den Schacht selbst hinabgestiegen und eine ausführliche Beschreibung des Bergwerkes gibt.

Am 18. August kommen die Reisenden in Sargans an, wo sie vor allem das Schloß betrachten. Dasselbe ist nicht von Marmor, sondern von Toffstein „und macht wie alle Schlösser der Schweiz wenig Figur“.

Am folgenden Tage statten sie dem Schloß Werdenberg einen Besuch ab, wo sie von Landvogt Blumer aus Glarus „über die Maßen freundlich“ aufgenommen werden. „Derselbe gab uns ein recht schweizerisches Frühstück; statt des Kaffee schenkte er jedem ein ordentliches Tischglas voll Kirschwasser ein und setzte uns einen Leib Roggenbrod für, zeigte uns auch das ganze Schloß von oben bis underst in den Keller. Die schöne steinerne Stiege ist das ansehnlichste in dem Schloß. Die Zimmer sind ungeheuer groß und gar nicht ausgerüstet. Dagegen genießt man eine herrliche Aussicht über die umherliegende Gegend. Das Schloß hat

ein gutes Ansehen, ist weitläufig gebaut, 5 Schuh dick sind die Mauern, die einen Brand im vorigen Jahrhundert überdauert haben. Man redte auch von der Herrschaft Sax, die uns sehr wenig wegen ihrer Entlegenheit nützen könne. Herr Landvogt glaubte, wenn dem Stand Zürich diese Herrschaft nichts nütze wäre und sie veräußern wollte, so würde der Stand Glarus gern dieselbe als an Werdenberg stoßend kaufen oder noch lieber gegen den Antheil an Baden austauschen. Worauf man von der Einrichtung von Werdenberg redte. Das Städtlein habe einen Bürgermeister, doch stehe es unter dem Landvogt. Der Landschreiber, ein Glarner, sei lebenslänglich. Das Amt trage 4—500 Gulden ab. Er, Landvogt, habe wie gewohnt einen Gulden auf jeden Landmann für diese Vogtei geben müssen, welches gegen 5000 Gulden betrage, und so müsse jedes Amt an Glarus Auflagen zahlen. Die schlechten italienischen seien allein davon ausgenommen. Der Rat würde dergleichen Mißbräuche abschaffen. Allein der Landmann sage, er wolle von seinen Unterthanen auch einen Nutzen ziehen. Man zahle an Obst, Getreide und Wein den Zehnten. Der Weinzehnten trage beinahe 100 Gulden ein. Die Jagdlizenzen gebe der Landvogt. Was sonst geschossen wird, müsse ins Schloß gebracht werden. Für einen Haas zahle er drei Batzen, für einen Fuchs 8; als einen Mißbrauch sehe er an, daß er jedem seiner Knechte täglich zweimal Wein geben müsse.

Auf dem Schloß Forstegg nahmen sie die Gastfreundschaft des dort residirenden Landvogtes Bögeli in Anspruch. „Wir gingen grade auf das Schloß zu, um in selbigem so höflich als möglich zu verstehen zu geben, daß wir gern hier übernachten würden“. Sie hatten sich im Charakter des Landvogtes auch nicht geirrt. Derselbe empfing sie wie alte Bekannte und nahm sie herzlich in seinem Schlosse auf. „Es ist eines der unbequemsten Schlösser in Ihro Gnaden von Zürich Städten, Landen, Gerichten und Gebiet. Ein armjeliges Zipselhaus, bei dem man die Unver-

nunft der verschiedenen ungereimten Gebäude nicht genug bewundern kann; es ist kein einziges erträgliches Zimmer, lauter unbrauchbare finstere Ecken, eine Stiege, an welcher man, so oft man sie besteigt, die Beine zu brechen Gefahr hat, und wenn man überhaupt einem aufgeweckten gesellschaftlichen Weltmann sein Leben finster und sauer machen will, so wird man ihn ins Schloß Forstegg in den mitten in sumpfigten Niedern, inmitten eines verwilderten, voll Unziefer steckenden Waldes befindlichen Kerker verweisen; den Philosoph aber wird man dahin schicken, um ungestört seinen Lieblingsgrillen nachhängen zu können. Zum Dank für das liebeiche Nachtessen plünderten wir beim Schlafengehen noch Herrn Landvogt seinen Birnenhaufen“.

Auf dem Weitermarsch am folgenden Tag läßt sich Schinz in Sennwald den Kirchthurm aufschließen, um den dort aufbewahrten „dörren Körper“ des vor ungefähr 200 Jahren gestorbenen Freiherrn Philipp von Sax zu sehen. „Aber die ungeheure Menge von Fledermäus, welche im Turm herumfladderten trieben mir den bittersten Schweiß aus“. Endlich überwindet unser Autor seinen Ekel, steigt, allerdings mit geschlossenen Augen, die Treppe hinauf und sieht sich oben den noch gut erhaltenen Leichnam an.

Altstätten, wo die Gesellschaft übernachtet, nennt Schinz eine ansehnliche Stadt, in welcher Katholiken und Reformirte in der vergnügtesten Eintracht zusammenleben. In Rorschach sehen sie sich den mächtigen Seehafen an und hören eine schlechte Predigt über die Liebe gegen Gott. Dann wandert man über Engersried, wo sie alten Rheinthalser Wein trinken, den besten Schweizerwein, den sie je getrunken, und dann nach Trogen, wo sie Abends 5 Uhr ankamen. „So bekannt unser Wirth mit den besten Leuten der Schweiz zu sein schien, einen so widrigen, unbiegsamen Appenzeller Charakter hatte er, so daß wir nicht zum Besten mit ihm zufrieden waren“. In Gesellschaft des Baumeisters

Grubenmann nahmen die Reisenden ihr Frühstück bei Landesherrn Zellweger zu sich. Es war eben der Tag, an welchem die Kaufleute zum letzten Mal von den Bauern Leinwand einkauften, um sie noch auf die Bleiche zu bringen. Die Leinwand muß eine bestimmte Güte haben, sonst wird sie nicht angenommen. Darauf besucht man das Rathhaus, ein schlechtes, altes Gebäude, in welchem das große Landesschwert aufgehängt ist, und die Kirche. Die Geistlichen sind im Appenzellerland gemeiniglich undenkende, öde Köpfe, dabei sehr bigott. Sie studiren meist in Basel, weil etliche davon immer im dortigen Collegio Erasmano ohnentgeltlich erhalten werden. Hernach studiren diese Leut nicht mehr. Ihre Pfründen sind aber auch schlecht, sie sind nur Wochenlöhner, deren Lohn wöchentlich auf 3 Gulden kommt. Die beste Pfrund des Landes, Trogen, erträgt 500 Gulden. Die Appenzeller sind sehr reinlich, überhaupt in allen ihren Sachen, auch in Kleidern und besonders in den Hemden, die sie sehr fein und sauber tragen. Neben ihrem natürlichen Witze und naiven Charakter zeichnen sie sich vor andern Bauern aus durch eine ungemeine Wundergebigkeit und das zutäppische Wesen gegen die Fremden, womit sie oft einem beschwerlich fallen, und von dem fremden Reisenden nicht ablassen, bis sie seine Herkunft und seine Absichten wissen.

In Speicher fallen ihnen die einfachen Häuser auf: Man weiß nicht, ob es Bescheidenheit oder ökonomisch ist, daß selbst die ganz steinernen Häuser hier und auch in andern Dorfschaften des Landes mit einer Wand von kleinen Schindeln wenigstens gegen die Wetterseite begleitet sind; vermuthlich geschieht es, um die Mauer zu schonen und die Häuser besser zu verwahren. Wenn es aber auch Bescheidenheit ist, so mag es geschehen, um die kostbaren doch im äußerlichen den einfachen, hölzernen Hütten gleichzustellen, die sonst in diesem Land der ächten Freiheit gebräuchlich sind; und hierin handeln die Eigenthümer weislich. Denn ich habe es von Landleuten gehört und es ist leicht zu

begreifen, daß die stolzen steinernen Paläste der Zellweger u. A., die sich aus den f örrenen Hütten wie Könige emporheben, die Einfalt und Demuth zu verachten und die ländlichen Sitten aufzuheben scheinen, dem gemeinen Landmann zum Anstoß und Mergerniß gereichen.

Am 23. August finden wir unsere Gesellschaft in St. Gallen. Sie logirt im Hecht. Der erste Besuch ist der Klosterbibliothek gewidmet. P. Gerold Brandenburg führt sie herum. „Es ist hier die niedlichste Einrichtung, die man sich nur wünschen möchte. Das Bibelfach ist nach den seltenen Handschriften das reichste. Neben kostbaren Büchern finden sich Seltenheiten der Natur und der Kunst vor: eine schöne Münzsammlung, ein großer Stein, der in den Eingeweiden eines Pferdes gefunden worden. Der Bibliothekar gibt sich anfänglich nicht viel mit der Gesellschaft ab, bis er zufälligerweis einem gewissen Schinz bei meinen Gefährten nachfragte, den er zu kennen wünschte. Da man ihm sagte, ich würde der sein, den er suchte, fiel er mir wie ein vertrauter Freund um den Hals und forderte meine Freundschaft, die ich einem Mann von seinen Verdiensten ganz beschämt über seine Versicherung gern zugestand und gleich Gebrauch davon machte, indem ich ihn bat, uns dem Fürsten vorzustellen.

Da es für eine Audienz jedoch schon zu spät war, besuchen die Zürcher das Zuchthaus, wo nicht viel zu sehen ist. Züchtlinge, für welche die Kost bezahlt wird, fanden sich keine darin. „St. Gallen wäre auch nicht der Ort, den ich hierzu erwählen würde“. Dann wird noch ein kleiner Spaziergang gemacht. „Da wir so viele ehrbare St. Gallerfrauen mit ihren aufs ehrbarste in Ketten der kindlichsten, blinden Unterwürfigkeit und Menschen scheuheit und Andächtelei auferzogenen mannbaren Töchtern gewahrlich spazieren sahen, konnten wir uns nicht überall freier Anmerkungen dabei enthalten, die sowohl von dem St. Galler Gang und nantrwidriger Kleidungsart als aber besonders von dem verstohlenen

zweideutigen Nachblicken der Töchter auf uns veranlaßt wurde." Am folgenden Tag wird auf seinem Landgut Diafon Zollikofer besucht. Dieser fromme, andächtige Geistliche empfing uns sammt seiner ehelich geliebten Hausfrau sehr freundschaftlich und gab uns einen Trunk von süßem Wein. Das Sälchen oben im Haus hatte eine vortreffliche, ländliche Aussicht, und sein Hausvölkchen war eben mit dem Emdet beschäftigt. Man brachte das Gespräch auf die Zürcherbibel. Herr Diafon wußte von diesem Geschäft nicht viel. Ueberhaupt, sagte er, sei man in St. Gallen nicht gewohnt, sich in dergleichen Streitsachen einzulassen. Das Denken in Religionsangelegenheiten sei nicht üblich und das freie Denken verboten. Aus seinen Reden zu schließen schien Aberglauben eher dort zu befürchten als Unglauben. Dem Bücherlesen sei man überhaupt auch nicht hold. Doch habe er mit einigen Freunden eine Lesegesellschaft errichtet und man besleße sich, in Predigten freier zu sein und wo immer möglich in allem dem einen bessern Ton einzuführen, der auf die Erleichterung des Kopfes und auf die Sitten einigen Einfluß haben könnte. Allmählig bekommen sogar die Frauenzimmer Geschmack am Lesen.

In der Stadtbibliothek begleitet Herr Rektor Fels die Gesellschaft. Des berühmten Joachim Badiani Schriften machen ein Hauptstück aus nebst vielen andern Handschriften. Der Bücher sind ansehnlich viel. Neuere schafft man alljährlich von den besten so viel an, als die Einkünfte erlauben. Neben einem schönen italienischen Julius Caesar und einem Cicero erwähnt Schinz die Schlangen- und Fossilienammlung und das von Reich verfertigte Modell der Stiftshütte. Unter den Gelehrten soll Bürgermeister Wägeli der vorderste sein, ein trefflicher verständiger Mann, der griechischen und orientalischen Sprachen kundig. Nachmittags findet die Audienz beim Fürstabt statt. Man spricht über den Zweck der Reise, dann bringt der Abt das Gespräch auf Lavater und fragt schließlich die Zürcher, wie ihnen der neue Klosterbau, die neue

Pfalz gefalle. „Schr wohl, antworteten wir, nud wozu werden E. fürstliche Gnaden dann wohl die alten Pfalz bestimmen? Wegthun will ich sie, dann gibts einen schönen Hof, in dem man manövriren lassen kann, eine ganze Armee, wenn man will, erwiderte er darauf. Er stund inmitten seines Zimmers und wir in einem halben Circul um ihn her, sonst war niemand gegenwärtig. Wir empfahlen uns und er versicherte uns seiner Gnade und begleitete uns an die Thür“.

Im Rathhaus sahen die Zürcher die „Gefangenschaft“ an und die Frau des Großweibels erzählte ihnen von dem Stadtschreiber Zörnli, der da gefangen lag und enthauptet wurde, ganz furchtbare Dinge. Daß dieser Mann viel Wiß besessen, das wußte die gute Frau nicht, noch weniger, daß dies sein Hauptverbrechen gewesen.

Die Lage der Stadt zwischen zwei Bergen ist nicht gar freudig. Den Charakter der Einwohner und derselben guten Geschmack kann man aus den vielfärbigt angemalten Häusern und Fensterläden und Thüren abnehmen, es ist das abgeschmackteste Ding von der Welt. Man findet oft ein Haus mit fünferlei Farben übertüncht; die naturwidrige Tracht, die man nach den Gesetzen zu tragen gebunden, ist ganz unvernünftig, es sei denn von Seiten der bürgerlichen Bescheidenheit und Ersparung; denn es ist offenbar, daß man bei mancherlei Kleidungsarten mehr Aufwand machen muß, als bei einer einzigen wie in St. Gallen.

Das Wirthshaus und alle Schenkhäuser waren voll Bauern, welche an diesem Tag alle ihre leinenen Tücher zu Markt gebracht. Die Leinwandfabrikation, die Hauptindustrie des Landes, ist in einem Cyclus von Gemälden bildlich in der Nähe des Rathhauses dargestellt.

Die St. Galler scheinen Sklaven ihrer alten Sitten wie ihrer Kleider zu sein, sie sind sehr religiös, wenn's nicht gar bei einigen auf Bigotterie herauskommt. Sie gehen viermal am

Sonntag zur Kirche und die Predigten sind noch einmal so lang als an andern Orten. Sie sind voll Vorurtheile, nicht frei im Denken, nirgendwohin aufgeklärt als im Geist der Handelschaft. Es werde einem zur großen Sünde-gerechnet, an einem Sonntag sein Heu oder Embd zu rathsamem, er wolle eine solche Sabbath-schändung keinem rathen, sagte uns der Wirth.

Das Kloster ist ihnen immer ein stechender Dorn in den Augen, sie haben nicht die geringste Gemeinschaft mit demselben. An sehr verständigen, rechtschaffenen Leuten fehlt es St. Gallen keineswegs; überhaupt sie sind sehr reinlich und aufmerksam. Speiset man in öffentlichen oder privaten Häusern, so wird man vortrefflich bedient. Unverständlich ist, daß die Thore immer mit vielem Hausrath überhängt und überstellt sind. Die Bleichen von St. Gallen sind berühmt. Auch ist des herrlichen schnee-weißen und schmackhaften Brotes aller Gattung nicht zu vergessen.

Am 24. August reiste die Gesellschaft von St. Gallen ab und zog in der Richtung nach Waldkirch weiter. Unterwegs auf den Höhen in der Nähe von Süßhölzli war die Aussicht so „weit-sichtig“ und reizend, besonders gegen das Appenzellerland hin, wo man den Säntis und Gamor sah, daß die Wanderer, zumal da der herrliche Anblick der untergehenden Sonne dazukam, sich nicht von diesen Schönheiten losreißen konnten.

Nachdem sie in Waldkirch, das sie nach langem Umherirren endlich erreicht, die Nacht zugebracht und den Schloßpfarrer von Hauptweil früh Morgens aus seinem Schlummer geweckt, weil sie Bedürfniß nach einer Tasse Thee verspürten, marschirten sie nach Bischofszell, wo Schinz das schöne Rathhaus imponirt. Herrn Dr. Scherb, den sie hier aufsuchten, trafen sie erst außerhalb des Städtchens an; er war mit seinem Söhnchen auf der Insektenjagd begriffen. „Wir redten von unserer Reise. Wie wir doch so ohne Gouverneur fortkommen könnten, fragte er mich; denn einen Führer stellte er sich vielleicht unter einer

großen Perüque, mit gerunzelter Stirn und pathetischem Gang vor, wovon ich nichts hatte, das dem gleiche. Mit Hülfe der Landkarten und der Geographien, antwortete ich; den Weg finden die Menschen immer, denn die ganze Schweiz war unser Weg; verirren konnten wir also nicht. Berge, Thäler, Menschen und Thiere waren Gegenstände, die wir aufsuchten und die fanden wir, wir möchten uns zur Rechten oder zur Linken wenden"!

Am Schloß Bürglen vorbei marschirend, welches Schinz eines der weitläufigsten und schönsten des ganzen Thurgau nennt, kommen sie nach Weinfelden. Hier werden im Herbst massenhaft Lerchen gefangen. Von einem seltsamen Rechtsbrauch gibt uns Schinz Kunde. Die Gerichtsherren dürfen Niemanden binden; um nun aber doch die Widerspenstigen zu zwingen, behelfen sie sich mit den sogenannten Geigen, einem hölzernen Instrumente, das um den Hals geschlossen wird, zugleich aber auch die Hände faßt und festhält. Leibesstrafen dürfen nicht angewendet werden, man kennt nur die Gefangenschaft und die „Trülle“.

Das Schloß ist alt und übel eingerichtet; doch genießt man von demselben aus eine herrliche Aussicht. Die Einnahmen der Vogtei bestehen meist in Wein.

Bei Kreuzlingen hebt Schinz rühmend die neue und anmuthige, nach gutem Geschmack erbaute Kirche hervor.

Von Constanz aus wird ein Abstecher nach Meersburg gemacht. Das dortige alte bischöfliche Schloß mit seinen runden Thürmen in den Ecken ist fast wie eine Festung. Hinter demselben erhebt sich die neue Residenz, die der Cardinal Roth zusammen mit dem schönen Seminario hat bauen lassen. Die Stiege in diesem Palast ist königlich, die Zimmer sind schön, die Aussicht die allerreizendste in der Welt, denn sie beherrscht den ganzen See und hat die Schweiz zum Hauptgegenstand. Einige Zimmer sind ganz mit Spiegeln behängt, in denen sich die Landschaft malt. In der bischöflichen Münzsammlung sieht Schinz eine

Medaille, auf der Huß dargestellt ist, mit der Inschrift: Credo unam ecclesiam catholicam, während auf der Gegenseite geschrieben steht: Centum revolutis annis respondetis mihi et Deo. Unter den Gemälden bemerkt er die Bildnisse von zwei Hirschen; als man ihm erklärt, daß diese Hirsche von der Hand des Bischofs erlegt worden, kann er sich nicht enthalten, auszurufen: Armjelige Heldenthaten für einen Bischof, der die Herde Jesu Christi sich angelegen sein sollte lassen!

Nach diesem kleinen Abstecher kehrt die Gesellschaft nach Constanz zurück. Es darf uns nach allem nicht befremden, daß Schinz die dortige Domkirche nur so nebenbei citirt; denn ganz so hat er ja auch in Basel, Bern und Freiburg von allen andern größeren architektonischen Denkmälern ausführlicher gesprochen, als von den Münstern. Wenn er dieselben nennt, so geschieht es fast nur, um ein abschätziges Urtheil über sie zu fällen oder um von der schönen Aussicht zu sprechen, die man von der Thurmhöhe aus genieße. Aber an und für sich ist es eine außerordentlich auffallende Erscheinung, daß der Mann, der über so manches Vorurtheil seiner Zeit erhaben ist, dem die Großartigkeit der Gebirgsnatur sich offenbart hat und der jeder Erscheinung des menschlichen Lebens Interesse abgewinnen kann, daß dieser Mann mit verbundenen Augen an allem vorübergeht, was mittelalterliche Architektur heißt. Schon ist Goethe im höchsten Grade begeistert worden von dem Bau Erwins von Steinbach — aber ein Goethe eilt seiner Zeit voraus! Schinz ist hier ganz und gar noch beherrscht von den Anschauungen seiner Zeit, er sieht mit den Augen des 18. Jahrhunderts. Nirgends ist dies auffallender, als da, wo er von den Domen in Como und Mailand spricht. Es geschieht dies im 3. Heft seiner „Beiträge“, die 1784 erschienen. Wenn Ein Dom, so sollte man meinen, müsse derjenige von Como — man darf ihn vielleicht den schönsten ganz Ober-Italiens nennen — Eindruck,

nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben Aber was lesen wir! „Die Dohmfkirche sahen wir zuletzt, und fühlten uns in der schwülen Mittagshitze in ihren dunkeln Hallen ab. Sie ist ein ganz von Quadersteinen aufgeführtes, zum Theil gothisches und finsternes Gebäude; außer einiger alter Bildhauer=Arbeit, welche in= und auswendig daran verschwendet ist, und vielen Grabmälern hat sie wenige Merkwürdigkeiten. Wenn darinn gepredigt wird, so spreitet man einen mehrere hundert Ellen weiten Teppich oder Gezelt über der Kanzel aus, welches dem Prediger die Mühe des Redens und dem Hörer das Verstehen erleichtern und den beschwerlichen Widerschall aufhalten soll. Ein Gebrauch, der in allen gar großen Kirchen Italiens beobachtet wird. Die vordere Seite dieser Kirche ist von weißem Marmor“ ¹⁾).

Der Mailänder Dom aber macht auf Schinz vor Allem seiner Größe wegen Eindruck: „Von den Gebäuden ist die Dohmfkirche wegen ihrer ungeheuren Größe, dem vollkommenen gothischen Geschmack ihrer Bauart, der daran verschwendeten Pracht und der Zwecklosigkeit der Verzierungen mit unzählich vielen Bildsäulen auf dem Dache, wohl in ihrer Art einzeln. Nach der St. Peterskirche zu Rom ist dieser ganz mit weißem Marmor überzogene, inwendig finstere Dohm die größste Kirche in Italien; will man einen Begriff von einem todten unnützen Bestimmungslosen Schatz haben, so muß man sich die Sakristen hier zeigen lassen, die von ungeheuer großen Hunden bewacht wird, welche an diesem feyerlichen Ort sehr ungereimt stehen. Will man die ungeheure Stadt und die große Ebene um derselben überschauen, so muß man auf die Kuppel des Dohms steigen, so die höchste Stelle in der Stadt ist, bey ganz hellem Horizont entdeckt man

¹⁾ Beiträge, pag. 336.

dort die Rhetischen und Schweizer Alpen; man kann sich aber nicht lange an dieser Aussicht ergötzen, ohne sich einen unüberwindlichen Schwindel zuzuziehen, weil das Auge nirgends Ruhe findet“.

Den Dom zu Constanz nennt Schinz nur, weil seine Gefährten ihn betreten haben und einer derselben das unter der Kanzel angebrachte Bild des Johannes Huß anspuckte. Es scheint dies damals noch hie und da vorgekommen sein. Schinz machte seine Gefährten jedoch auf das Unpassende dieser Sitte aufmerksam. Die Stadt selbst schildert er als groß, aber entvölkert und öde. Viele Kaufläden seien geschlossen. Die Geschäftstreibenden sind meist Fremde.

Constanz verlassend zieht die Gesellschaft längs dem See — Schinz nennt die Landschaft ein Paradies — über Tägerweilen und Gottlieben nach Steckborn und Stein, wo sie sich bei Amtmann Hug einquartieren. Am folgenden Tag hören sie im benachbarten Augustinerkloster eine Predigt an über die Allmacht Gottes. Besonders viel wurde in derselben über Augustin gesprochen. Derselbe sei anfänglich ein schändlich ruchloser Sünder gewesen, hernach aber der frömmste Christ geworden. Ein bekehrter Sünder sei aber besser als ein immer Tugendhafter. In Stein gefällt Schinz besonders der schöne Saal, der ehemals das Staatszimmer des Abtes gewesen; er erwähnt lobend die Stimmer'schen Fresken und die schönen, aus dem Jahre 1505 stammenden Holzschnitzereien. Es fällt ihm auf, daß bei den Stimmer'schen Darstellungen aus der römischen Geschichte das „Costüm fehlt“: Römer schießen mit Stücken, er weiß nicht, ob dies ein Scherz sein soll, oder auf die Unwissenheit des Malers zurückzuführen ist. Im Rathhaus wurde den Zürchern ein vergoldeter Becher aus Silber gezeigt, welchen der kaiserliche Minister Schmid Freiherr von Schwarzenhorn, ein geborner Steiner, seiner Vaterstadt geschenkt habe.

In Schaffhausen, wo unsere Wanderer am Abend des 28. August eingetroffen, hören sie Tags darauf in der St. Johannis-kirche eine schlechte Predigt mit an. Schinz meint, die Aufmerksamkeit in der Kirche scheine hier die Hauptsache der christlichen Pflichten zu sein; dabei lasse man es bewenden und denke dann nur noch an Bälle und Lustbarkeiten, die hier häufiger seien als anderswo. Weil die Schaffhauser an der deutschen Grenze wohnen, sprechen sie ein besseres Deutsch, als die andern Schweizer. Es ist viel niederer Adel da, der aus seinen Renten lebt. Viele besitzen auch Nebberge und treiben mit Wein einen schwunghaften Handel. Von öffentlichen Gebäuden ist die hölzerne, von Grubenmann erbaute gedeckte prächtige Brücke über den Rhein wohl das merkwürdigste. Dann folgt der Munoth, eine kleine Festung. Das Rathhaus ist alt, doch ehrwürdig. Die Stadt selbst ist schön, hat reinliche Straßen und vortreffliche Privat-Gebäude. Alle Häuser sind steinern und die meisten haben einen Erker. Vor jedem Haus, in welchem ein Bürgermeister gewohnt, steht eine mehr oder weniger prächtig geschnitzte Bank.

Nachdem die Reisenden noch schnell mit Prof. Müller, dem jungen Autor des *Belli Cimbrici*, Bekanntschaft gemacht ¹⁾, brechen sie auf, um sich zum Rheinfluss zu begeben. Sie miethen ein Schiff, um sich zum Schloß Laufen übersetzen zu lassen. „Wenn man den Rheinfluss in seiner ganzen Majestät und aus dem rechten Gesichtspunkt sehen will, so muß man ihn auf diese Weise in einem Schiff gerade mitten betrachten. Es ist zwar für Leute, die sich der Art Schiffe nicht gewohnt sind oder sonst das Wasser fürchten, kein Spaß. Das Wasser ist weißschaumicht und die weißen Wellen, die der Fall auch weit unter demselben veranlaßt, machen in der queren Ueberfahrt das Schiff bald auf die, bald

¹⁾ Der „junge Autor“ ist der nachmals berühmte Historiker.

auf diese Seite wanken und man muß sich fest in die Mitte setzen und halten, sonst läuft man Gefahr, sehr erschreckt zu werden. Dies schien einem der Gefährten so entsetzlich, daß er immer seufzte und jammerte, und da wir eben in der Mitte des Flusses waren, durchaus und wider alle Ueberlegung forderte, man solle ihn aus dem Schiff lassen Auf dem andern Ufer glücklich angekommen, lassen sie sich von dem Schloßknecht in das auf dem steilen Felsen angebrachte hölzerne Gehäus führen. Von hier aus kann man das Naturwunder in seiner ganzen schrecklichen Gestalt sehen; von dem Wasserstaub wird man augenblicklich und fast unmerklich benezt und wenn zwei unmittelbar an einander stehen und sich in die Ohren schreien, so ist doch das Getös so stark, daß keiner den andern hört. Man muß schon an das Tosen des Wassers gewohnt sein, wenn man es nicht verdrießlich oder fürchterlich finden will.

Und nun wird von der Gesellschaft der Rückweg angetreten. In Andelfingen und Winterthur wird zum letzten Mal übernachtet. Ueber letztere Stadt spricht sich Schinz sehr anerkennend aus: sie verdiene so viel Aufmerksamkeit als manche ungleich größere Ortschaft. Er nennt sie ein Muster des Fleißes, und des innern bürgerlichen Wohlstands. „Die Liebe zur Landwirthschaft, von den besten Erfahrungen und tiefften Einsichten geleitet, hat hier ihren Sitz. Die Wissenschaften blühen und die Liebe zur Gelehrsamkeit ist verhältnißmäßig so groß als in Zürich“. Mit besonderer Anerkennung gedenkt Schinz des Rektors Sulzer, der in der Stadt edle Denkensart, Weisheit, Geschmack an Wissenschaften immer mehr verbreite. Der gute Geschmack der Einwohner zeigt sich an ihren Häusern und Landsitzen, welche die angenehmsten von der Welt sind. Die Gegend um Winterthur ist ebenfalls eine der anmuthigsten.

Bei angehender Abenddämmerung kamen, am 31. August, die Reisenden wohlbehalten „in unserem allerliebsten Zürich“

an und zogen „wie Sieger aus dem Krieg“ in der Heimatstadt ein.

„Mit inniglicher Umarmung und einem warmen Kuß versiegelten wir vor der Kronen-Pforte die untereinander auf dieser Reis gemachte enge Freundschaft, den Entschluß zum guten, den wir oft gefasset, und die Ermunterung, die wir uns zu einem rechtshaffen, Gott, der Tugend und unserm Vaterland gewidmeten Leben gegeben haben.“

* * *

Seiner Reisebeschreibung hat Schinz am Schluß ein detaillirtes Verzeichniß der Ausgaben beigegeben, welchem wir folgende Posten entnehmen:

		fl. Kr.
16. Juni.	Aarau: Gestern Nachts Suppe, Fisch, Gemüs, Lebrén, Würst, Braten, Zungen, Salat, Nachtisch und heute Thee mit Milch, Butter, Honig	8. 45
	Trinkgeld	— 20
	Olten: Mittags-Zech beim „Leuen“: Suppen, Hühner, Milke, Gemüs, Braten, Salat, Nachtisch, mit Trinkgeld	6. 21
17. Juni.	Egerkingen: Beim „Mond“ gestrige Nachtzech: Suppe, Rükli, Brot, Käs; Herberge, eine Flasche	3. 41
	Denzingen: Morgens Butter, Thee, Wein und Brot	1. 38
19. Juni.	Solothurn: Bei der „Kronen“: Für gestriges Mittagsmahl und Nachts an der offenen Tafel à 1 fl. per Person und pro Knecht 30 Kr. pro Mahl für jeden; Item Thee, Wein, Zimmer und 1. fl. Trinkgeld dem Kellner und 30 Kr. in die Küche	32. 45
20. Juni.	Ballstal: Für gestriges Nachtessen: Suppe, Gemüs, Rükli und Fisch. Heutiges Morgenessen: Thee, Butter, Honig, Brot. Mittags: Suppe, Fleisch, Braten, Salat, Wein, Brot, Herberg und Heiz zum Trocknen, 15 Kr. Trinkgeld	9. 55

	Falkenstein: Für einen Stein-Esel . . .	fl. Kr. 13. 24
21. Juni.	Oberdorfer Bad: Für gestern Nachts, Suppe, Fisch und Braten. Item gestern Abends und heut Morgens Thee; Badgeld und Herberg . . .	9. —
	Liestal (Schinz schreibt Liechtstall) Mittags für Suppe, Fleisch, Gemüse, Braten, Salat, Wein und Brot.	5. 57
26. Juni.	Basel bei den „Drei Königen“ Zech vom 21. bis 26. Juni für 46 Mahl an der großen Tafel, dazu unser 8 waren, und 18 Mahl an der Knechtentafel, dazu 2 waren, 5 Mahl Thee und so viele Frühstück den Knechten, Herberg und Extra. Item pro den Esel und 1 fl. 12 Kr. in die Küche und 14 in den Stall	74. 42
29. Juni.	Biel: Bei der „Kronen“ für gestriges Nachtesse: Suppe, Fleisch, Gemüse, Schinken und zweierlei Braten sammt 20 Kr. Trinkgeld	7. 44
5. Juli.	Granson: Pro gestriges Nachtesse: Suppe, Fleisch, Salat und 5 Mahl Wein. Item Herberg für unser 11 sammt 12 Kr. Trinkgeld	4. 39
	— Trinkgeld, das Schloß zu sehen	— 15
7. Juli.	Murten: Gestern Nachts: Suppe, Fisch, Braten, Salat, Wein, Brod, Nachtisch, 16 Kr. Trinkgeld. Weggli 16 Kr., Milch auf einem Bauernhof . .	7. 48
8. Juli.	Bern: Dem Peruquier	1. 30
	— Auf der Insel, Trinkgeld	— 26
	— Verlust auf einer umgewechselten Duplonen . .	— 24
9. Juli.	— Trinkgeld bei Hr. Obrist Frisching für Mittagessen	1. 34
	Trinkgelder im Zeughaus, Zuchthaus und Spital . .	1. 16
10. Juli.	— Für 7 Paar Schuhsohlen	3. 24
11. Juli.	— Dem Hochwächter auf dem Münster.	— 40
	— Trinkgeld auf dem Musikhaus.	— 20
	— Fracht von dem per Landkutsche von Zürich nach Bern gesendeten Paket	2. 04
12. Juli.	— Für Wasch	4. 48
	— Beim „Falken“ Zech vom 9.—12. Juli 61 Mahl an der offenen Tafel à 1 fl. pro Mahl. 17 Mahl an der Knechtstafel à 30 Kr. pro Mahl. 5 Frühstück und 1 Abendtrunk à 2 fl. und Item für Zimmer,	

		fl. Kr.
	Licht, Papier, Emballage, Stroh sammt Trinkgeld dem Kellner 2 fl.	92. 14
15. Juli.	Bulle: Nachteffen: Suppe, Eier, Wein, Brot und Herberg, 14 Kr. Trinkgeld	3. 20
20. Juli.	Sitten: Gestern Nachts: Suppe, Braten, Salat, Wein, Brot, Herberg	3. 48
22. Juli.	Leuker Bad: 19 Hemden, 23 Paar Strümpf, 10 Schnupftücher, 4 Mützen waschen	2. —
23. Juli.	— Trinkgeld den Bedienten der Herren, die uns gastirt	2. 48
	Ein Saumpferd von Leuf nach Schwarrenbach auf Gemmi	1. 16
	Schwarrenbach: Mittagessen, Wein, Brot, Käs	2. 40
	In einer Sennten auf der Gemmi, für Milch, Rahm, Brot	—. 56
24. Juli.	Kandersteg: Für gestriges Nachteffen: Suppe, Kuchen, Fisch; Herberg. Heutiges Morgeneffen	3. 46
	Müllinen: Mittags Sauerkraut, Schweinis, Braten, Butter, Honig, 3 Maas Wein, Brot	3. 26
25. Juli.	Lauterbrunn: Mittags: Eierkuchen, Wein, Brot, Käs	3. 40
26. Juli.	Grindelwald: Für gestern Nachts: Suppe, Schunken, Salat, Eier, Wein, Brot. Heute Thee. Item Mittags: Schunken, Wein, Brod. 1 fl. für den Hausknecht als Wegweiser auf den Gletscher, 12 Kr. in die Küche	11. 12
27. u. 28. Juli.	Meyringen: Nachts: Suppe, Fleisch, Käs, Salat, 4 Maß Wein. Morgens: Thee, Milch, Brot. Mittags: Suppe, Fleisch, Braten, Rüben, Speck, Käsen, Käs, Kuchen, Kirschen, 3 Maß Wein. Abends: Thee. Nachts: Suppe, Braten, Salat, 2 1/2 Maß Wein, Käs, Brot; Fleisch und Brot auf die Straß, 24 Kr. Trinkgeld	17. 32
29. Juli.	Engstlen in der Sennten für gestern Nachts genossene Milch und Käs, und Nachtherberg, Morgens Rahm	1. 40
	Dem Wegweiser von Engstlen bis Engelberg	1. 15
1. und 2. August.	Kloster Engelberg: Trinkgeld dem Kammerdiener	5. —
	„ „ Beschließer	2. 45
	„ „ Aufwärter	—. 45

		fl. Kr.
3. August.	Stans: Gestern Mittags: Dürres und grünes Rindfleisch, Suppe, Wein, Käse, Brod; Nachts: Braten, Spizli, Salat. Heute Frühstück: Gebratene Guggel, Suppe, Käse, Wein, Brod.	10. —
6. August.	Luzern: Zech beim „Goldenen Adler“ vom 4. bis 6. August	37. 03
10. August.	Auf dem Gotthard bei den Kapuzinern: Nachts: Reisbrei, Eiergekoch, Ziegerkuchen, Eier, Käse. Frühstück: Suppe, Wurst, Käse, Brod, 2 Maß Wein. . .	7. 32
13. August.	Panix: Bei Hr. Pfarrer Jenalin: Nachts: Suppe, gehacktes Fleisch, Schweinefleisch, Schinken, Apfelschnitz, Schafbraten, Nüsse, Käse, Zucker-Erbsen, 4 Maß Wein. Herberg. Frühstück: Milch-Suppe	5. 48
27. August.	Konstanz: Beim „Adler“: Nachts, Suppe, Kalbsfüß, Braten, Salat; 2 Maß Markgräfler, 1 Maß Seewein; Herberg	4. 20

Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 1118 Gulden, 19 Kreuzer. Heinrich Scheuchzer, welcher die Gesellschaft in Luzern verlassen hatte, zahlte an diese Summe 95 fl. 4 Kr. Für jeden der übrigen Theilnehmer kam die Reise auf 170 Gulden, 31 Kr. zu stehen. Der damalige Gulden entspricht ungefähr 2 Fr. 30 Cts. unseres Geldes.

